

*MASTER  
NEGATIVE  
NO. 92-81103-10*

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the  
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the  
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from  
Columbia University Library

# **COPYRIGHT STATEMENT**

**The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.**

**Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.**

**This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.**

*AUTHOR:*

MAINZER, J.

*TITLE:*

LEHRE VON DER  
EINBILDUNGSKRAFT IN...

*PLACE:*

HEIDELBERG

*DATE:*

1881

Master Negative #

92-8103-10

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES  
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

193KD

M28

Mainzer, J

Die lehre von der einbildungskraft in Humes  
und Kants theoretischer philosophie; der philoso-  
phischen facultät der universität Heidelberg als  
promotionsschrift vorgelegt von J. Mainzer.

Heidelberg, 1881.

84 p. 20 cm.

189286

Re

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm

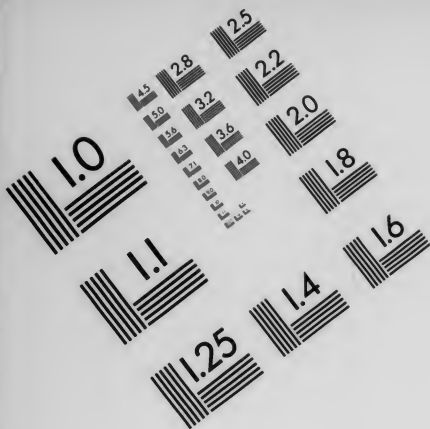
REDUCTION RATIO: 11x

IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB

DATE FILMED: 2-17-93

INITIALS mkj

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

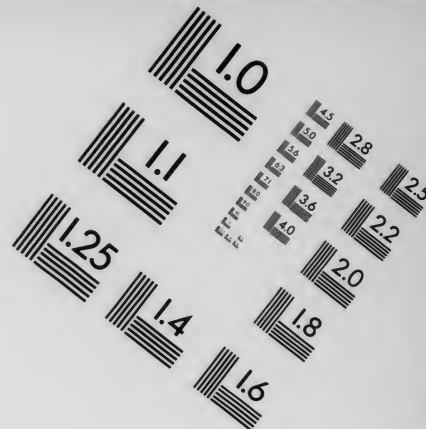


**AIIM**

**Association for Information and Image Management**

1100 Wayne Avenue, Suite 1100  
Silver Spring, Maryland 20910

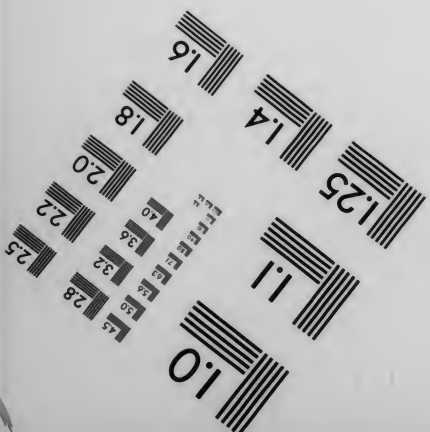
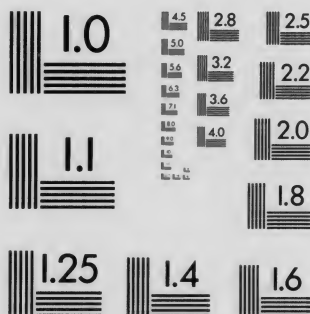
301/587-8202



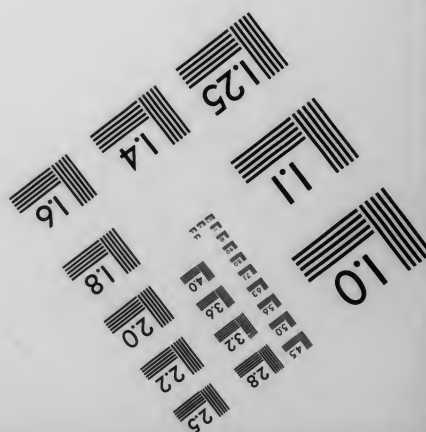
Centimeter



Inches



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS  
BY APPLIED IMAGE, INC.



193.1  
28



193KD

M28

Columbia College  
in the City of New York



Library.



11629.

COLUMBIA  
COLLEGE  
LIBRARY N.Y.

# Lehre von der Einbildungskraft

in Humes und Kants theoretischer Philosophie.

---

Der

philosophischen Facultät der Universität Heidelberg

als Promotionschrift vorgelegt

von

J. Mainzer.

---

Heidelberg 1881.

29a. 96 H m B

Die Einbildungskraft oder Phantasie gilt dem gemeinen Bewußtsein für eine Thätigkeit des Geistes, welche unsre äußeren Eindrücke und inneren Zustände theils in richtiger Ordnung aufbewahrt (Erinnerung), theils von ihrem Zusammenhange in der Wirklichkeit löst und nach eigner Belieben zu neuen Gebilden vereinigt (Phantasie im engeren Sinne). Die erste Art ihrer Leistung ist eine bloß reproductive, aber auf Realität gegründete, die zweite eine productive, aber an die wirklichen Gegenstände und ihre räumliche und zeitliche Folge nicht gebundene, ja oft derselben widersprechende. Eine Vereinigung der beiden Eigenschaften kennt das gewöhnliche Denken nicht: es gibt für dasselbe kein Product der Einbildung, welches zugleich originell und real wäre; man spricht von Dingen, welche „noch in der Einbildung leben“, und von solchen, welche „bloß aus der Einbildung stammen“; aber man kennt keine Objecte, die dem Bewußtsein als real gegeben und doch durch die Einbildung erzeugt wären. Vielmehr verliert alles, was an den Dingen als ihr Product erkannt wird, eben dadurch den Charakter des Wirklichen und sinkt zum bloßen Schein herab, welcher einer Täuschung des Subjects zugeschrieben wird. Die Phantasie erscheint schlechterdings unfähig, Realität zu produciren, wie ja überhaupt nach unsrer täglichen Meinung das Denken die Dinge fertig vorfindet und sich mit ihrer Abbildung begnügen muß.

So ist es nach der Ansicht des gemeinen Bewußtseins. Genaueres Nachdenken findet, daß, da ein Object — wenn dieser Begriff sich nicht selbst widersprechen soll — etwas Vorgestelltes ist, der Geist sich weder auf das Copiren gegebener Vorbilder, noch, als freie Phantasie, auf ein trügerisches Spiel beschränken könne, sondern an der Entstehung der realen Objecte und ihres Zusammenhangs mindestens theilhaftig sein müsse. Es muß im Wesen der Vernunft selbst liegen, daß ihr diese Wahrheit auf dem Standpunkt des gewöhnlichen Lebens oder der Erfahrung verborgen bleibt, und zwar erklärt sich dies folgendermaßen. In die Anschauung der Welt verloren, reflectirt die Vernunft nicht über sich selbst; während sie diese Anschauung, die Erfahrung, hervorbringt, kann sie niemals zugleich ihrer dieselbe erzeugenden Thätigkeit als einer solchen sich bewußt werden, sondern fällt mit ihr zusammen. Vermöchte sie während der Production selbst ihr Object, die Welt als Vorstellung, auch als ihr eignes Product zu durchschauen, so würde sie alles, was sie vorstellt, statt als feste und unlängbare Wirklichkeit, als ein haltloses Gedankenspiel, als „pure Einbildung“ beurtheilen und so sich selbst gleichsam unter den Händen zerrinnen. Dann gäbe es nichts Reales, keine Erscheinungen, sondern nur Schein; denn das Kennzeichen der Realität besteht eben darin, daß sie mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit als etwas unserem eignen Selbst ganz Fremdes, an dessen Dasein gar nichts zu ändern ist, den Sinnen sich aufdrängt<sup>1)</sup>.

Demnach kann die Entstehung der Erfahrung, der Realität, und der Antheil, welchen etwa die Einbildungskraft an derselben haben mag, nicht erklärt werden, so lange man in der Erfahrung

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu: Fichtes S. W. I, S. 234, auch Kants Crit. d. rein. Vern., Ausgabe von Rosenkranz u. Schubert, auf die sich die Citate beziehen, II S. 310.

selbst stehen bleibt. Man muß einen Standpunkt einnehmen, welcher von dem des gemeinen Bewußtseins gänzlich verschieden ist. Diesen Ort, welcher mit der Erfahrung nicht mehr in einer Ebene, sondern höher gelegen ist, aus welchem man bis in das Abgrund des Geistes, bis in sein unbewußtes Dunkel, das der Helle des Bewußtseins vorausgeht, tief hineinblicken kann, nimmt die Kritik der reinen Vernunft ein. Indem sie auf ihn sich stellt, schweift sie nicht etwa über die Schranken aller möglichen Erfahrung hinaus, wird nicht „transcendent“ wie eine Metaphysik, die gänzlich unbekannte Gebiete zu erobern trachtet; sondern sie übersteigt das Niveau derselben und macht sie zu ihrem Gegenstande, um ihre Möglichkeit zu begründen und ihre Grenzen zu entdecken. Und diesen neuen Standpunkt nennt sie den „transcendentale“. Von hier aus untersucht sie die subjectiven Bedingungen der Erfahrung und ihres Gegenstands, der Natur — welche freilich nichts von der Vernunft Unabhängiges ist, sondern nur der Inbegriff und die gesetzmäßige Verknüpfung der erfahrbaren Objecte. Und in der Stufenordnung der geistigen Thätigkeiten, von welchen dieselbe als Gegenstand des Bewußtseins erzeugt wird, entdeckt sie auch die Functionen der Einbildungskraft. Da nun alles, was Bedingung der Erfahrung ist, wie die darauf gerichtete Untersuchung transcendental heißt, wird die Einbildungskraft in der kritischen Epoche als ein transcendentales Vermögen erkannt. Und insofern sie nicht bloß nachbildend Erfahrung von fertigen Gegenständen, sondern vorbildend und originell selbst wirkliche Gegenstände der Erfahrung hervorbringt (oder hervorbringen hilft), ist sie nicht bloß transcendental, sondern auch „productive“ Einbildungskraft.

## I.

Um zu dem Punkte zu gelangen, von wo die dem gewöhnlichen Bewußtsein nothwendig verborgenen Bedingungen der Erkenntniß sichtbar sind, d. h. bis zur Kritik, mußte die neuere Philosophie erst eine größere Entwicklung durchlaufen. Da sie von nirgendwo anders ausgehen kann als vom gemeinen Denken, bleibt sie zunächst mit diesem auf einem Boden. Sie sucht das Erkennen und seine Gegenstände zu erklären, indem es ihr so wenig als diesem selbst einfällt, die Möglichkeit desselben zu untersuchen. Vielmehr setzt sie diese wie eine Glaubenswahrheit voraus und heißt darum „Dogmatismus“. Insofern sie sich um das, was vor der Erfahrung liegt und dieselbe macht, nicht kümmert, können ihr als nicht weiter abzuleitende Data zur Erklärung derselben nur solche Elemente übrig bleiben, welche selbst schon (gewordene) Erfahrung oder sonstige Erkenntnisse sind. Von einer Realität erschaffenden Einbildungskraft kann in der dogmatischen Philosophie keine Rede sein. Was diesem Vermögen zugesprochen wird, sind entweder Reproductionen oder Täuschungen. Das Subject ist mit der Vorstellung einer Wirklichkeit auf äußere Einwirkungen angewiesen, welche von Dingen, die unabhängig von der Vernunft existiren, von „Dingen an sich“ (wie Kant sie nennt) oder von Gott ausgehen. Von jenen ist es abhängig, mag es sie nun durch die Sinne oder durch den Verstand erkennen. Selbst hervorbringen kann es im Objecte nichts, und was als sein Product sich in letzterem nachweisen läßt, was bloß unsre Vorstellung, nicht dem Dinge selbst eigen ist, das ist gerade darum nichts Wahres, sondern ein täuschendes Spiel der Einbildung. So bei Spinoza die inadäquate Erkenntniß.

Wenn nun selbst aller gesetzmäßige Zusammenhang der Objecte als ein Erzeugniß des Subjects erkannt wird, so muß eben auch er für eine Wirkung der Einbildung gelten. Mag uns diese auch noch so sehr zur Gewohnheit geworden sein, so daß wir mit etwas Realem zu thun zu haben glauben, so muß man doch, da Einbildungen keine objective Wahrheit liefern können, folgerichtiger Weise zugestehen, daß es eine strenge Erkenntniß der Dinge nicht geben könne. Der Dogmatismus wird zu einem Skepticismus, der nicht minder dogmatisch raisonnirt als jener, aber durch seine Resultate die Philosophie zur Einsicht bringt, daß sie bisher auf falschen Wegen gewandelt sein müsse. Der Dogmatiker schöpft seine Gründe zur Erklärung der Erkenntniß aus bereits vorhandenen Erkenntnissen, aus ursprünglichen Wahrheiten des Verstandes (angeborenen Ideen) oder aus der Erfahrung (den Impressionen). Der Skeptiker zeigt, daß auf keinem dieser beiden Wege Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit in der Erkenntniß der Objecte sich erklären lasse. Aber indem er den Schein derselben als ein Werk der Einbildungskraft darstellt, setzt er selbst, wie der Dogmatiker, eine objective Erfahrung voraus, durch welche dieser Schein bedingt ist.

Und hier nun greift der Kritiker ein, um unter Anderem durch die Theorie einer productiven Einbildungskraft die Möglichkeit der auch vom Skeptiker vorausgesetzten Erfahrung zugleich mit der objectiven Geltung derjenigen Erkenntnißformen zu begründen, welche dem Letzteren nur als durch Gewohnheit eingebürgerte und unentbehrliche Täuschungen erschienen waren. Die neue Lehre steht in der Hauptsache in bewußtem Gegensatz zu der vorhergegangenen Stufe des Skepticismus. Bei dem bedeutendsten aller in der Kritik geprüften Begriffe, dem der Causalität, bezieht sich Kant oft genug auf seinen Vorläufer David

Hume<sup>1)</sup>. Auch andere wichtige Begriffe, welche dieser aus der Philosophie verbannt hatte, werden durch den kritischen Umschlag wieder in ihre Rechte eingesetzt, so weit ihnen dieselben überhaupt wirklich zugestanden hatten. Und mit diesen eigenthümlichen Beziehungen beider Philosophen hängt die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft eng zusammen; ja genau betrachtet, läßt sich aus der Verschiedenheit der Stellung dieses Vermögens in beiden Systemen sowohl deren Aehnlichkeit als Gegensatz völlig erklären. Der Kantischen Ansicht muß darum die skeptische vorausgeschickt werden, wenn auch gerade in diesem Punkte Kant sich nicht ausdrücklich derselben entgegensetzt<sup>2)</sup>. Eine genaue Prüfung der Argumente Humes ist der sicherste Weg zum transcendentalen Idealismus, und es gibt vor der alles dogmatische Gebiet verheerenden Fluth der Skepsis keine andre Rettung als den höher gelegenen kritischen Standpunkt.

Im Allgemeinen ist Humes Ansicht über die Einbildungskraft folgende. Alle Erweiterung der Erkenntniß, sofern dieselbe uns mehr als bloße Eindrücke liefert, ist von ihrer Thätigkeit ab-

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik“ (Vb. III) S. 5 ff. S. 73—77. Krit. d. r. B. S. 103, S. 589 ff. Krit. d. prakt. Vernunft (Vb. VIII) S. 117 u. 118, S. 167 ff.

<sup>2)</sup> Dies geschieht überhaupt nur beim Begriffe der Causalität. Wenn Kant in seiner Krit. d. r. B. (II S. 592), indem er Humes Forschungen für unvollständig erklärt, sogar behauptet, derselbe habe den Grundsatz der Beharrlichkeit nicht geprüft, so scheint hieraus hervorzugehen, daß er bloß Humes Essay von 1748, nicht das Hauptwerk von 1739 gekannt hat, wo jener Grundsatz geprüft wird; wäre ihm dasselbe bekannt gewesen, so hätte er seine Polemik weiter als bloß auf die Causalität ausdehnen müssen. Wer die beiden Standpunkte vergleichen will, muß sich an Humes erstes und ausführlicheres Werk halten, an die „Abhandlung über die menschliche Natur“.

hängig<sup>1)</sup>. Sie allein erzeugt alles in den Dingen für allgemein und nothwendig, für unveränderlich und gesetzmäßig Geltende auf Grund wiederholter einzelner Erfahrungen. Gewisse Eindrücke treten oft zusammen auf, und hieraus entspringt zuletzt in der Imagination durch die Gewohnheit der Glauben an ein geheimes Band dieser Vorstellungen, vermöge dessen sie jederzeit zusammen auftreten müssen. Zwar sind in der Regel die Begriffe, welche das Gedächtniß aus der Wirklichkeit erhalten hat, wenn sie in der Einbildung wieder auftauchen, (zwar nicht ihrem Inhalt, sondern nur) dem Grad ihrer Lebhaftigkeit nach vermindert. Aber ebenfogut kann die Einbildungskraft die Intensität ihrer Begriffe erhöhen, und diese Eigenschaft verleiht ihren Erfindungen über Gesetzmäßigkeit und Beharrlichkeit in den Erscheinungen eine solche Stärke, daß wir dieselben für thatsächliche Wahrnehmungen halten. Es ist charakteristisch für Humes ganze Philosophie und besonders für die Rolle, welche die Einbildungskraft in derselben spielt, daß er die letztere, weil sie uns ihre Erzeugnisse allmählich für objectiv geltende Vorstellungen aufgedrängt habe, die wie Vernunft- oder Erfahrungsgriffe unser Erkennen leiten, mit den Lügern vergleicht, welche durch die häufige Wiederholung ihre Lügen zuletzt selbst glauben und sich ihrer wie Wahrheiten erinnern<sup>2)</sup>. In seinem Be-

<sup>1)</sup> Vgl. die Abhdlg. üb. die menschl. Nat. in der Uebersetzung v. L. F. Jakob (Halle 1790) Vb. I, S. 512. Die von der Einbildung unabhängigen, gewissen, insbesondere die mathematischen Erkenntnisse sind nach Hume keine erweiternden, sondern erläuternde (in Kants Sprache: keine synthetischen, sondern analytischen), welche reines Denken nach dem Satze des Widerspruchs aus bloßen Begriffen gewinnt. Vgl. ebblbst. S. 145 ff.: „Untersuchg. üb. den menschl. Verstand“ IV, 1.

<sup>2)</sup> Vgl. Uebersetzg. v. Jakob, auf welche die Zahlen im Text sich beziehen, Vb. I S. 177 u. 238.



streben, die Einheitsprincipien des Denkens über die Grenzen des gerade Gegebenen auf alle überhaupt mögliche Erfahrung auszudehnen, gleicht das Vermögen der Einbildungskraft einer Galeere, welche, durch Ruder einmal in Bewegung gebracht, ihren Lauf ohne einen neuen Stoß fortsetzt (S. 395). Durch jenes Verfahren der Einbildungskraft wird aber nichts erreicht als eine im Leben recht brauchbare, ja unentbehrliche Wahrscheinlichkeit, keine Erkenntniß im strengen Sinne. Bei genauerer Untersuchung merkt man sogar bald, daß die Grundsätze, nach welchen die Einbildungskraft Vorstellungen verknüpft, selbst einander widerstreiten (S. 453. 513). „Wollen wir drum Philosophen sein, so können wir dies nur durch skeptische Principien“ (S. 521). Die Vernunft läßt uns im Stiche bei unsrer Erkenntniß. — Nicht aber die Natur. Diese führt uns vielmehr von der Speculation wieder zum Leben zurück, wo alle Skrupel alsbald verschwinden. Auch wird der Skepticismus ja mit sich selbst uneins; denn „ein wahrer Skeptiker wird ebenso wohl ein Mißtrauen in seine philosophischen Zweifel setzen wie in seine philosophische Ueberzeugung“ (S. 527). Zweifel am Erkennen ist nicht Verzweifeln an demselben, wenigstens gewiß nicht soweit es im Leben erforderlich ist. Sei unsre Urtheilskraft auch noch so trüglich, wir müssen sie doch anwenden; denn „die Natur hat uns ebenso wohl zum Urtheilen als zum Athmen und Fühlen bestimmt“ (S. 369).

Das Fundament von Humes Lehre, wie er es durch die Entwicklung der englischen Philosophie überkommen hatte, ist der Satz: Alle Vorstellungen (perceptions) stammen von Eindrücken der Sinne (impressions), theils von äußern (sensations), theils von innern (reflexions). Dieselben sind noch lebhaft und in richtiger Ordnung im Gedächtniß enthalten,

weniger lebhaft in der Einbildung, welche frei ihre Stellung verändern kann; hier sind sie zu Begriffen (ideas) abgeschwächt; dort stellen sie ein Mittel Ding zwischen Eindrücken und Begriffen vor<sup>1)</sup>.

Abstracte Begriffe sind eigentlich, wie schon Berkeley gelehrt hat, nur Bilder eines einzigen Object's; aber ihre Anwendung ist eine solche, als ob sie allgemein wären und viele besondere Vorstellungen unter sich befaßten. Dieser Gebrauch erklärt sich folgendermaßen. Aehnlich befundene Einzelbegriffe werden unter einen gemeinsamen Namen gebracht und so im Geiste an einander gebunden. Erscheint nun einer derselben im Bewußtsein, so übersieht die Einbildungskraft mit Leichtigkeit die übrigen, welche durch „eine Art von magischer Kraft“ in der Seele mit jenem verbunden sind. Dieselben sind „nicht wirklich und in der That (really and in fact), sondern nur der Möglichkeit nach (in power)“ dem Geiste gegenwärtig (S. 57). Die Imagination läuft von einem Ende der Welt zum andern, um solche Vorstellungen zusammen zu holen (S. 63). Am auffallendsten ist diese Fähigkeit beim Genie und macht eigentlich dasselbe aus. Woher aber ein solches Vermögen, Begriffe zu verknüpfen, stamme, darüber vermag selbst die größte Anstrengung des Denkens uns nicht aufzuklären<sup>2)</sup>.

In diesem Falle richtete sich die Einbildungskraft nach der Aehnlichkeit der Vorstellungen. Solcher Principien der Association gibt es nach Hume drei, nämlich außer der Aehnlichkeit

<sup>1)</sup> Abhdlg. üb. d. menschl. Nat. I, 1. 2. 3. Untersuchg. üb. d. menschl. Verstd. II.

<sup>2)</sup> Vgl. Abhdlg. üb. d. menschl. Nat. I, 7 (Jacob S. 50 ff.) „über die abstracten Begriffe“. Untersuchg. üb. d. menschl. Verstd. XII, 2, letzte Anmerkung.

noch das der Contiguität, d. h. des Nebeneinanderseins im Raum und des Nacheinanderseins in der Zeit, und das der Causalität oder des Verhältnisses von Ursache und Wirkung. Die Ursachen dieser Art von Attraction in der Verstandeswelt müssen in den ursprünglichen Eigenschaften der menschlichen Natur gesucht werden. Hume verzichtet darauf, nach ihnen zu forschen. Und das hat seinen guten Grund: denn hier steht er an der Grenze seiner Philosophie <sup>1)</sup>).

Die Kantische Kategorienlehre und Theorie der productiven Einbildungskraft hat hier Helle verbreitet, wo es für Hume anfang, dunkel zu werden. Statt der Ursachen untersucht dieser lieber einige Wirkungen jener Verwandtschaft und zwar die Schlüsse nach dem Causalgesetze, den Begriff der Substanz und die Identität der Objecte in verschiedenen Zeitpunkten oder ihre continuirliche Existenz als vom Denken unabhängige Dinge (I, 4. S. 37 ff.).

Die Verhältnisse der Identität, Contiguität und Causalität

<sup>1)</sup> Man höre seine Worte: „Es wird von einem wahren Philosophen nichts mehr gefordert, als daß er sein ungezähmtes Verlangen, in die Ursachen zu forschen, einzuschränken wisse, und daß er sich, wenn er seinen Satz durch eine hinlängliche Menge von Erfahrungen befestigt hat, dabei begnüge, wenn er sieht, daß eine weitere Untersuchung ihn auf dunkle und ungewisse Speculationen führen werde. In diesem Falle wird er seine Bemühung weit besser auf die Untersuchung der Wirkungen als der Ursachen dieser Principien wenden“ (S. 42).

Ein materialistischer Versuch, jene Erklärung doch zu liefern, den Hume an einem andern Orte (S. 129 ff.) anstellt, widerstreitet den Principien seiner an Berkeley's Idealismus sich anschließenden Philosophie. Nur idealistisch und zwar transcendental läßt sich ein objectiver Grund für jene magische Kraft der Association finden, ohne daß man dabei vergäße, auch der Gehirnthatigkeit ihr Recht werden zu lassen.

in den Erscheinungen haben das Gemeinsame, daß sich über sie nichts aus bloßen Begriffen ausmachen läßt, wie es nach Humes Ansicht z. B. in der mathematischen Erkenntniß der Fall ist, sondern daß sie Erfahrung verlangen (III, 1. S. 145 ff.). Die Causalität ist von den beiden andern darin verschieden, daß sie eine Vernunftthandlung fordert, vermöge welcher wir über ein gegebenes Object hinaus auf ein anderes, vom Dasein der Ursache auf das der Wirkung und umgekehrt, schließen, während bei jenen die bloße Wahrnehmung der Sinne genügt. Auch brauchen wir das Causalverhältniß, um uns die Unveränderlichkeit eines Object's, seine Identität in dem Flusse der Zeit, und ebenso die Unveränderlichkeit der Entfernung zweier Objecte begreiflich zu machen, da nur die Annahme einer geheimen Ursache uns dieselbe verbürgen kann. Sobald es sich also um ein Hinausgehen aus der Wahrnehmung, um eine solche Erweiterung der Erkenntniß handelt, welche nicht im bloßen Aufnehmen neuer Eindrücke besteht, nehmen wir zur Causalität unsre Zuflucht (III, 2. S. 152 ff.). Sie ist demnach der Grundbegriff, von dessen Gültigkeit alles Wissen über die Dinge abhängt.

Betrachtet man zwei Objecte, welche im Verhältniß von Ursache und Wirkung stehen, so ist zunächst klar, daß sie weder im Raum noch in der Zeit direct auf einander wirken könnten, ohne aneinander zu grenzen; räumliche Contiguität und Succession in der Zeit gehören zur Causalität, und zwar ist die Ursache stets früher als die Wirkung. Mehr ist vorerst nicht zu entdecken. Aber woher kommt nun der Begriff der nothwendigen Verknüpfung und woher der Schluß vom Dasein des einen Object's oder Zustandes auf das Eintreten des andern? — Den Sinnen (oder dem Gedächtniß) ist ein Ding gegenwärtig, von welchem der Causalschluß ausgeht. Nun kann die Vernunft nie-



maß beweisen, daß die Existenz eines Objectes die eines andern in sich schließt. Bloß Erfahrung, Gewohnheit, ein Princip der Association kann uns bestimmen, das zweite Ding beim Erscheinen des ersten zu erwarten. Wir haben diese zwei Gegenstände schon oft verbunden gesehen und nehmen im Stillen an, daß alle ferneren Fälle den schon erlebten ähnlich sein werden. Die Einbildungskraft ist in der oben geschilderten Weise thätig und dehnt die einzelnen Erfahrungen bis zur Allgemeinheit aus, so daß wir an die beständige Verbindung beider Vorstellungen glauben. Die den Sinnen gegenwärtige erste Impression führt uns zum Begriff der ihr gewöhnlich vorausgehenden, bezw. folgenden zweiten. Dieser Begriff ist keine bloße Einbildung mehr; sondern er ist lebhaft und von einem Gefühl begleitet, welches ihn zum Glauben macht. „Glauben (belief) ist ein lebhafter Begriff, welcher mit einer gegenwärtigen Impression im Verhältnisse steht“ (S. 197)<sup>1)</sup>. Diese Lebhaftigkeit wird dem Begriff von jener Impression mitgetheilt, ein Vorgang, welcher aus unsrer Gewohnheit, diese Vorstellungen stets beisammen zu finden, zu erklären ist<sup>2)</sup>. Eben die Gewohnheit des Uebergangs zwischen beiden ist es auch, welche den Begriff der Nothwendigkeit in der Verknüpfung oder, was ganz dasselbe ist, den der Kraft oder Wirksamkeit der Ursache als eine neue Impression im Subjekt hervorbringt. Er ist gar nichts Anderes als die Bestimmung des Gemüths durch oftmalige Wiederholung, bei einem Object ein sonst immer mit demselben erscheinendes zweites und zwar in einem stärkeren Lichte zu denken. Die Nothwendigkeit ist also eine bloß subjective und wird nur vom gewöhnlichen Bewußtsein, das einen unvermeidlichen Gang

<sup>1)</sup> Vgl. III, 6 u. 7, Untersuchg. üb. d. menschl. Verstd. V, 2.

<sup>2)</sup> III, 8. S. 203.

hat, sich mit äußeren Objecten zu beschäftigen und innere Zustände an dieselben anzuknüpfen, in die Dinge hineinverlegt (III, 14). „Eine Ursache ist ein Ding, das vor und neben einem andern ist (in Zeit und Raum an dasselbe grenzt) und das mit dem andern dermaßen vereinigt ist, daß der Begriff des einen das Gemüth bestimmt, den Begriff des andern zu denken, und daß die Impression des einen einen lebhafteren Begriff des andern hervorbringt“ (S. 338).

Also die auf die Einbildungskraft wirkende Gewohnheit allein veranlaßt unsre Schlüsse über Ursachen und Wirkungen, welche eben darum keine Gewißheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit (durch Analogie) liefern. „Unter den Objecten selbst ist keine reale Verknüpfung zu entdecken, und es ist kein anderes Principium da, vermöge dessen wir von der Existenz des einen Dinges auf die Existenz des andern schließen können als die auf die Einbildungskraft wirkende Gewohnheit“ (S. 213). Wie gering Hume wegen dieser Abstammung von den Causalschlüssen denkt, möge folgende Aeußerung zeigen: „Im Allgemeinen können wir bemerken, daß unser Beifall, den wir den wahrscheinlichen Schlüssen geben, vielen jener Grilzlen und Vorurtheile ähnlich ist, welche man unter dem beschimpfenden Charakter, als ob sie bloße Abkömmlinge der Imagination wären, verwirft“ (S. 239, Anmerk.)<sup>1)</sup>.

Der Begriff der Substanz<sup>2)</sup> stammt weder von einem äußern

<sup>1)</sup> Doch nöthigt die Einsicht in die Unentbehrlichkeit dieser Schlüsse den Skeptiker, auch wieder milder über die Einbildungskraft zu urtheilen und ihre „dauernden, unwiderstehlichen und allgemeinen Principien“, wie das der Causalität, von überflüssigen Phantasiegebilden zu unterscheiden, 3. B. S. 442.

<sup>2)</sup> Hume versteht unter Substantialität die Vereinigung (zunächst)

noch von einem innern Eindrucke, sondern ist nichts Anderes als eine Sammlung verschiedener Qualitäten, welche durch Contiguität oder Causalität dergestalt verbunden sind, daß die Einbildungskraft sie so schnell durchläuft, als ob sie ein einfaches Object auffaßte. Aber alle so vereinigten Eigenschaften sind doch verschiedene Eindrücke, und so erdichtet denn die Phantasie ein unbekanntes Etwas (an unknown something), welchem jene inhäriren sollen. Dann wird dieser Fiction ein eigenthümlicher Namen gegeben, und wenn in der Folge neue Eindrücke mit den bereits vereinigten stets verbunden getroffen werden, so rechnet man auch sie einfach der Substanz als Beschaffenheit bei (I, 6. S. 47 ff. IV, 3 S. 434 u. 35).

Auch unsre Begriffe von numerischer Identität und continuirlicher, von der Vorstellung unabhängiger Existenz der Objecte sind wir nur unsrer Einbildung schuldig<sup>1)</sup>. Denn in coexistenter Dualitäten in einem einfachen Träger. Davon unterscheidet er die Vereinigung successiver Vorstellungen in einem beharrlichen und vom Subject unabhängig gesetzten Objecte (Gegenstand) und nennt dieselbe die Identität und unabhängige Existenz der Dinge. Bei Kant dagegen ist Substantialität die Beharrlichkeit im Wechsel, und er nimmt die Gegenständlichkeit (unabhängige Existenz der Objecte) nicht als eine bloße Folge der Beharrlichkeit, sondern als Folge jeder Einheit, in welche wir die sinnlichen Eindrücke zu fassen gezwungen sind. Also ist einmal zu bemerken, daß der Terminus „Substanz“ bei Hume und Kant nicht dasselbe bedeutet; zweitens ist Objectivität bei Kant ein weiter gefaßter Begriff als bei Hume. In der Tiefe beider Philosophien verschwinden diese Unterschiede innerhalb jedes einzelnen der beiden Systeme, indem bei Hume das gemeinsame Princip der Vereinigung von coexistirenden und successiven Vorstellungen in der trügenden Einbildung liegt, bei Kant im reinen Bewußtsein und der productiven Einbildungskraft.

<sup>1)</sup> Zum Folgenden s. IV, 2 u. IV, 3, S. 433 u. 34.

Wahrheit sind die vorgestellten auch die wirklichen Objecte und haben darum, wenn die Sinneswahrnehmung nicht auf sie gerichtet ist, weder eine continuirliche, noch eine unabhängige Existenz. Wir nehmen einen gewissen Eindruck in einem gewissen Zeitpunkt wahr und in einem andern Moment einen jenem sehr ähnlichen, inhaltlich gar nicht und bloß bei bewußtem Nachdenken numerisch von ihm verschiedenen zweiten, daher denn die Einbildungskraft diese Succession so wenig merkt, als ob sie ein und dasselbe Object betrachtete, und ihren eignen leichten Fortgang längs der Vorstellungen mit deren Identität verwechselt. Nun war aber in Wirklichkeit die Anschauung unterbrochen und rührte von numerisch verschiedenen Vorstellungen her, eine Thatfache, hinter welche die Vernunft ohne viele Mühe kommen muß. Den Widerspruch zwischen dieser Wahrheit und der Annahme der Identität beseitigt die Erdichtung einer continuirlichen, von der Vorstellung unabhängigen, also auch während der Unterbrechung der Wahrnehmung fortdauernden Existenz der Objecte. Diese Erdichtung wird wie die bei der Causalität zum Glauben durch ihre Verbindung mit den gegenwärtigen Eindrücken, welche ihr von ihrer eignen Lebhaftigkeit mittheilen.

Derselbe Proceß der Einbildungskraft findet auch bei der persönlichen Identität, genannt Seele, statt (IV, 6. S. 490—94). Unser Gemüth ist, genau genommen, nichts als „ein Bündel oder eine Sammlung von verschiedenen Vorstellungen“, welche, wenn auch noch so ähnlich, doch stets numerisch verschieden sind. Eine andre richtige Vorstellung vom Selbst, von der Seele gibt es nicht: wir kennen sie nur aus unseren einzelnen Eindrücken. Aber der rasche Uebergang zwischen diesen, die Association durch die Principien der Aehnlichkeit und Causalität in der

Einbildung nöthigt zur Annahme der Identität von in der That verschiedenen Vorstellungen; unterbrochene und wechselnde Objecte werden für dieselben gehalten, eine Absurdität, welche wir durch die Erdichtung einer einfachen Substanz, einer continuirlichen Existenz, einer Seele, eines Selbst rechtfertigen, entsprechend der Substantialität und Identität der Objecte.

Durch die hier aufgezählten Fälle ist zur Genüge bewiesen, daß alle Nothwendigkeit und ausnahmslose Gesetzmäßigkeit in der Erfahrung lediglich ein Product der Einbildungskraft sei, woraus denn jener „gemäßigte“ Skepticismus die klare Folge ist. Aber daran hat Hume nie gezweifelt, daß die in den Vorstellungen gegebene Verwandtschaft, ihre Aehnlichkeit und ihre Succession, aus welchen die Einbildungen der abstracten Begriffe, der Causalität und Substantialität entspringen, selbst objective Principien sind. „Was das anbetrifft, da man sagt, daß die Wirkungen der Natur von unseren Gedanken und Schlüssen unabhängig sind, so gebe ich dieses zu und habe nach diesem Grundsatz selbst bemerkt, daß die Objecte unter einander die Verhältnisse des Neben- und Nacheinanderseins möglich machen, daß man an ähnlichen Objecten ähnliche Verhältnisse bemerken kann und daß alles dieses von dem Gemüthe unabhängig ist und vor den Wirkungen des Verstandes vorhergeht“ (S. 336). Nur die Kräfte in den Objecten, ihre Einfachheit und Identität in der Zeit sind unser Product. — Aber müssen denn nicht Eindrücke, welche ohne bewußtes Zuthun des Subjects in gewissen die Association bindenden Verhältnissen stehen, schon objective Erkenntniß (d. h. die für Alle nothwendig gilt) heißen? Muß das Verhältniß von Wahrnehmungen, welche sich uns in einer bestimmten Folge ausdrängen und von Allen nur in dieser einen, unabänderlichen Reihenfolge aufgefaßt werden können, nicht schon

allgemein und nothwendig genannt werden? Und machen nicht einzig und allein diese Verhältnisse, über welche Aller Ansichten übereinstimmen müssen, als das in den Vorstellungen uns Zwingende, sich uns Entgegensetzende die Objecte und ihren Zusammenhang, die Natur, aus, deren wiederholte Beobachtung jene Erdichtungen veranlassen soll? Ohne überhaupt auf die Gewohnheit, auf die Wiederholung der Fälle zu sehen, muß man zugeben, daß schon in jedem einzelnen Allgemeinheit und Nothwendigkeit, Causalität und Substantialität enthalten ist.

Der Skeptiker sucht sein Mißtrauen gegen die Erfahrung zu begründen und setzt dabei die Wahrheit dieser Erfahrung voraus; er leugnet den gesetzmäßigen Zusammenhang der Objecte, und indem er den Schein desselben erklären will, unterwirft er bereits die Objecte diesem Zusammenhang; er schreibt denselben einem Betrug der Einbildung zu, und indem er ihn aus Verbindungen von Eindrücken entstehen läßt, übersieht er, daß solche Verbindungen selbst schon Bilder im Geiste sind und durch die Einbildungskraft erzeugt werden müssen. Das Ende ist: der Kritiker zeigt, daß die Production jener objectiven Verhältnisse, auf welche das skeptische Beweisverfahren sich stützt, in Wirklichkeit nach eben denselben Principien geschehen müsse, deren Richtigkeit darzuthun, aller Scharfsinn aufgeboten worden war. Besonders wird es sich bei der Causalität klar ergeben, daß nicht die Succession Bedingung der Causalität, sondern die Causalität Bedingung der Succession, oder genauer gesagt, daß eine Succession, sofern sie objectiv gilt, selbst Causalität ist. Die Association, deren Gewohnheit den Glauben an eine nothwendige Verknüpfung unter unseren Vorstellungen erst in der Einbildungskraft hervorbringen soll, will selbst durch eine Einbildungskraft

erklärt sein, welche nicht von der Erfahrung abhängt, sondern die Erfahrung macht, welche nicht, gleich der von Hume gescholtenen und nur durch ihre Unentbehrlichkeit gerechtfertigten, bloß reproductiv und empirisch verfährt, sondern productiv und transcendental<sup>1)</sup>. Ihre Rechte sind auf immer vor allen Angriffen gesichert durch die klare Einsicht, daß Handlungen des Geistes und speciell auch der Einbildungskraft, welche den Grund zur Erzeugung einer Erfahrung abgeben, an deren Thatsächlichkeit selbst die scharfsinnigste Skepsis nicht rütteln konnte, eben darum keine Täuschungen, sondern nothwendig und wahrhaftig sind. Könnte man wirklich der Einbildungskraft auch dort nicht trauen, wo es sich nicht um ein eigentliches Phantasiren handelt, sondern um Erweiterung unsrer Erkenntniß der Realität, so bliebe es doch recht merkwürdig, daß es ihr mit ihren Ansprüchen überall glückt, daß die Natur stets folgsam unseren Erwartungen entspricht, ohne doch irgendwie von der Vernunft dazu angehalten zu sein, und daß, so oft man auf eine Ursache die ehemalige Wirkung wieder zu erblicken hofft, in der That, wenn nur die Ursache sich gleich geblieben ist, auch die Wirkung sich gehorsamst wieder einstellt<sup>2)</sup>.

Darin, daß er die Begriffe, welche aus unsern Wahrnehmungen eine gesetzmäßige Welt der Objecte machen, für etwas in diesen Wahrnehmungen nicht Enthalteneß, sondern von einem geistigen Vermögen Hervorgebrachteß hält, kommt Hume Kant ganz außerordentlich nahe, und man meint zuweilen diesen selbst reden zu hören. Darin aber, daß er diese Begriffe deßhalb für Täuschungen nimmt und die Unmöglichkeit einer allgemeinen, sicheren empirischen Erkenntniß hieraus folgert, entfernt er sich

<sup>1)</sup> Vgl. Krit. d. r. Vnst. S. 589 ff. besonders 591.

<sup>2)</sup> Vgl. Kr. d. r. V. S. 94 u. 95.

himmelweit von allen kritischen Einsichten. Denn einzig und allein aus dem intellectuellen Ursprung jener Verknüpfung begründet Kant ihre wirklich objective Geltung und damit die Möglichkeit der Erfahrung, da der Zusammenhang der Gegenstände, welchen wir (in formeller Bedeutung) Natur nennen und den auch Hume nicht wegleugnen kann und will, nur dann objective Realität hat, d. h. für jedes Bewußtsein und alle Objecte mit Nothwendigkeit gilt, wenn er nicht (a posteriori) aus den Objecten genommen ist, sondern a priori aus der gemeinsamen Quelle alles Subjects und Objects fließt. Die angeblichen Erdrichtungen der Einbildung sind also überhaupt nur dann erklärbar, wenn man eine Natur voraussetzt, welche selbst nicht möglich ist, ohne daß jene Wahrheiten sind. Hume erkennt das Subjective der Gesetzmäßigkeit ganz richtig; aber wenn er ihr darum die Objectivität abspricht, urtheilt er falsch; denn das Object ist — auch nach Humes eignen Ansichten (s. oben S. 15), die eben in diesem Punkte sich selbst widersprechen — dem Subject nicht fremd; sondern sie gehören unzertrennlich zusammen, und es gibt ohne jene angeblich bloß subjectiven Bestimmungen gar keine Objecte. Wenn man übersieht, daß die Gegenstände der Erfahrung Vorstellungen sind, dann freilich muß man consequenter Weise die objective Gültigkeit aller (bloß in der Vernunft entsprungenen) Erkenntnißformen verneinen. Der Skepticismus wird also in seinen Behauptungen über die Einbildungskraft und ihre Functionen durch die Kritik der reinen Vernunft nicht widerlegt; denn allem Dogmatismus gegenüber behält er ewig Recht; sondern nur überwunden und auf sein Gebiet eingeschränkt, indem die Philosophie in ihrer Entwicklung ihn in sich aufnimmt und sich über ihn erhebt<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Ueber dieses Verhältniß von Hume und Kant vgl. die öfter



Nun hatte Hume das vorausgesetzt, was er bekriegen wollte; seine Schlüsse beruhen wie die aller englischen Empiristen auf

citirten Stellen: Krit. d. r. V. S. 589 ff., Prolg. (III) S. 6 und besonders Kr. d. prakt. Vnst. (VIII) S. 170 ff. „Daß Hume, wenn er (wie es doch auch fast überall geschieht) die Gegenstände der Erfahrung für Dinge an sich selbst nahm, den Begriff der Ursache für trüglisch und falsches Blendwerk erklärte, daran that er ganz recht; denn 2c. Aus meinen Untersuchungen aber ergab es sich, daß die Gegenstände, mit denen wir es in der Erfahrung zu thun haben, keineswegs Dinge an sich selbst, sondern bloß Erscheinungen sind, und daß . . . es sich . . . ganz wohl denken lasse, daß sie als Erscheinungen in einer Erfahrung auf gewisse Weise (z. B. in Ansehung der Zeitverhältnisse) nothwendig verbunden sein müssen und nicht getrennt werden können, ohne derjenigen Verbindung zu widersprechen, vermittels deren diese Erfahrung möglich ist, in welcher sie Gegenstände und uns allein erkennbar sind.“ Ferner vgl. Fichtes „Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre“, S. W. I, S. 388. Nicht ganz correct sind an dieser Stelle die Worte: „Es blieb in diesem Streite unberührt, durch welches Vermögen des Subjects das im Subject liegende auf das Object übertragen werde.“ Allerdings setzt Kant nur seine Lehre von der Causalität der Hume'schen ausdrücklich entgegen; aber in der That erstreckt sich der Gegensatz auch auf die Lehre von der Einbildungskraft, da er im ganzen Standpunkt begründet ist. Die Worte, welche Fichte in der „Grundlage“ der W. L. (I, S. 227) in Bezug auf Maimons falsche Ansicht von der Einbildungskraft ausspricht, gelten auch für Hume und die Ueberwindung desselben durch die Kritik. „Wenn erwiesen wird, daß auf jene Handlung der Einbildungskraft die Möglichkeit unseres Bewußtseins, unseres Lebens, unseres Seins für uns, d. h. unseres Seins als Ich sich gründet; so kann dieselbe nicht wegfallen . . .; mithin täuscht sie nicht, sondern sie gibt Wahrheit, und die einzig-mögliche Wahrheit. Annehmen, daß sie täusche, heißt einen Skepticismus begründen, der das eigene Sein bezweifeln lehrt.“ — Vgl. auch Schellings „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre“, S. W. I Abthlg. I, S. 361.

einer vollgültigen, fertigen Erfahrung. Diese Voraussetzung muß die Philosophie begründen: sie muß auf das zurückgreifen, was vor der vollendeten Thatsache der Erfahrung alles schon geschehen sein muß, und wenn man bisher von fertigen Objecten ausgegangen war, muß sie erforschen, wie ein Object entsteht. Und somit befindet sich die Untersuchung auch auf diesem historischen Wege wieder beim transcendentalen Standpunkt, bei Kant.

## II.

Der Skepticismus hatte den vermeintlichen allgemeingültigen und nothwendigen Zusammenhang in den Objecten für ein Product der Einbildung erklärt und daraus den Schluß gezogen, daß es keine zuverlässige objective Erweiterung der Erkenntniß gebe. Die Prüfung seiner Grundlagen zeigte jedoch, daß er im Stillen eine regelmäßige Beziehung zwischen den Vorstellungen, eine unantastbare Erfahrung voraussetzen mußte. Damit ist in der historischen Entwicklung der Philosophie die Hauptfrage der Kritik schon bestimmt.

Die Erkenntniß ist eine Thatsache, welche trotz des Skepticismus unerschütterlich bleibt; denn seine Gründe bedürfen ihrer selbst als Stütze, um sie zu bekämpfen. Diese Thatsache besteht in dem Wissen von allgemeinen und nothwendigen Beziehungen zwischen den Wahrnehmungen, von Gesetzen ihrer räumlichen und zeitlichen Folge, welche unsre Association leiten und ihr Objectivität verleihen. Während nach Hume nur solche Urtheile Gewißheit gaben, in welchen wir aus Begriffen nach dem Satze des Widerspruchs (der Identität) in denselben verborgene Wahr-

heiten hervorziehen, d. h. die analytischen Urtheile, deren Prädicat als Merkmal im Subject enthalten ist, wird jetzt ein Verfahren als wahre Erkenntniß aufgestellt, welches unser Wissen nicht in jener Art bloß erläutert, sondern dasselbe erweitert und doch nicht bloß empirischen Werth besitzt, welches uns aus dem Begriffe des Subjects hinausführt zu dessen allgemeinem und nothwendigem Zusammenhang mit andern Vorstellungen in der Vernunft. Solche Urtheile sind nach der Kantischen Bezeichnung „synthetische Urtheile a priori“. Der Unterschied zwischen dem analytischen und synthetischen Urtheil war Hume wohl bekannt; er wußte, daß alle Erfahrungsurtheile synthetisch seien und hatte die Causalität, Identität und Contiguität eben hierin den übrigen (den gewissen) Verhältnissen unter unsern Vorstellungen entgegen gesetzt<sup>1)</sup>. Aber daß solche Sätze nicht bloß a posteriori, sondern auch a priori gelten könnten, hatte er nicht geahnt, vielmehr jede synthetische Allgemeinheit und Nothwendigkeit für pure Einbildung erklärt<sup>2)</sup>.

Nun gibt es in der That genug solcher Urtheile, und aller Erfahrung legen wir sie unbewußt zu Grunde. Die Kritik fragt: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Die einfache Antwort ist: sie sind möglich, wenn ohne eine Synthesiſ a priori in unsern Wahrnehmungen keine Erfahrung, keine Welt der Objecte existirt, d. h. wenn die Wahrnehmungen, um zur Erfahrung, zu Gegenständen zu werden, auf unabänderliche Weise in der Vernunft verknüpft sein müssen. Dann können wir nichts als Object erkennen, ohne es den Be-

<sup>1)</sup> Vgl. S. 10 u. 11 dieser Abhdlg.

<sup>2)</sup> Vgl. Krit. d. r. V. S. 590 ff., die Hauptstelle bei Kant über sein Verhältniß zu Hume, u. Prolegomena S. 24 u. 30, auch Krit. der prakt. Vernunft, Vorrede, Vb. VIII, S. 117.

dingungen seiner Synthesiſ a priori zu unterwerfen; d. h. es steht unter einem synthetischen Urtheil a priori als oberstem Grundsatz seiner Erfahrbarkeit. Dies Urtheil drückt nichts aus als die Erkenntniß derjenigen Gesetze des Zusammenhangs in den Vorstellungen, ohne welche überhaupt kein Object, keine Erfahrung sein würde. Es steht nach Humes Untersuchungen fest, daß die Verknüpfung der Eindrücke Product des Denkens sein muß; denn sie ist nicht aus dem Object gezogen. Sie kann aber auch nicht, wie er will, bloß subjectiv, ein Trug der Einbildung sein, sondern muß objectiv, d. h. für alles Subject (und Object) gelten, weil sonst keine objectiv geordneten Vorstellungen keine objective Zeitfolge vorhanden wären, deren auch Hume nicht entbehren konnte. Nur von diesem Standpunkt aus kann man die unlängbare Thatsache der Erkenntniß erklären.

Die Synthesiſ a priori zu ergründen, ist die Aufgabe aller transcendentalen Philosophie, und alle wirklich kritischen Systeme haben dieselbe ergriffen und auf die Frage der Verknüpfung des Wahrnehmbaren nach Vernunftgesetzen immer tiefer, immer gründlicher und darum auch umfassender geantwortet. Die Synthesiſ ist nichts als die Entstehung der Erfahrung — zunächst der bloß erkennenden (theoretischen), nicht der sittlichen oder ästhetischen — und der Objecte derselben in der Vernunft oder, was dasselbe heißt, die Entwicklung der Vernunft in diesen Producten. Die Objecte sind als Verbindungen von Vorstellungen Bilder in der Vernunft, und deshalb ist diese in ihrer synthetischen Thätigkeit ein Vermögen, Bilder in sich selbst zu produciren und sich als Objecte gegenüber- oder vorzustellen — productive Einbildungskraft.

Nun wird auch zum ersten Male die Möglichkeit einer reproductiven Geisteskraft klar, für die allein ja der dogmatischen Phi-

lophilosophie und auch Hume noch die Einbildung gegolten hatte. Um ein Abbild zu schaffen, muß man auch das Vorbild schon vorgestellt haben; letzteres muß ebensowohl wie jenes Bild in der Vernunft sein, erzeugt durch eine productive Einbildungskraft. Dann leuchtet ein, was zuvor nie erklärt war, warum Vorstellungen und Gegenstände übereinstimmen: man weiß, daß Vorstellung und Gegenstand nichts gänzlich Verschiedenes sind, sondern daß der letztere nur eine nothwendige Verknüpfung von Wahrnehmungen bedeutet; der Zwiespalt zwischen Subject und Object geht seiner Versöhnung entgegen.

Die productive Einbildungskraft wird also als theoretisches Grundvermögen in den philosophischen Systemen darzustellen sein, und je weiter die Synthese erklärt wird, als desto weiter gehend werden auch die Functionen der Einbildungskraft erkannt werden. Derjenige Philosoph, welcher selbst das Schaffen dieser geistigen Thätigkeit wohl am weitesten verfolgt hat, Schelling, hat diesen Ausgangspunkt eines großen Entwicklungssystems in Kants Lehre früh bemerkt und damals eine Erwartung ausgesprochen, die er dann selbst erfüllen half: „Man darf hoffen,“ sagt er, „daß die Zeit, die Mutter jeder Entwicklung, auch jene Reime, welche Kant in seinem unsterblichen Werke, zu großen Aufschlüssen über dieses wunderbare Vermögen, niederlegte, pflegen und selbst bis zur Vollendung der ganzen Wissenschaft entwickeln werde.“ (Philos. Briefe üb. Dogmatism. u. Criticism. IX, S. W. I, 1. S. 332, Anmfg.)

Die Theorie der productiven Einbildungskraft ist in der Kantischen Philosophie ein Punkt, von wo der Gegensatz zwischen der Kritik und der Hume'schen Skepsis sich erhellt; sie überwindet die Zweifel an der Nothwendigkeit in unsrer Erkenntniß; im System selbst ist sie ein unentbehrliches Bindeglied streng

gesonderter Theile; von ihr aus führt zu den folgenden großen Systemen eine breite Straße, und mit der Ausbildung des transcendentalen Idealismus gewinnt diese Lehre vom Grundvermögen der theoretischen Vernunft stets größern Umfang und tiefere Bedeutung, so daß sie in der Geschichte der neueren Philosophie ihre eigne Geschichte verdiente: und dennoch findet man sie in der Kritik der reinen Vernunft nicht an der hervorragenden Stelle, wo man sie nach ihrer inneren Wichtigkeit erwarten sollte. Es ist in Kants Methode, in der Eintheilung seiner Untersuchungen, wie dieselbe sich geschichtlich aus seinem Verhältniß zur vor-critischen Philosophie ergab, begründet, daß er erst dort auf die Einbildung zu sprechen kommt, wo er ihrer unumgänglich bedarf<sup>1)</sup>. Nach ihrer thatsächlichen Bedeutung sollte sie, wenn man die Empfindung mit Kant als gegeben voraussetzt, die erste Stelle einnehmen. Wenn sie sich nun auch mit einem bescheidenen Antheil am Texte begnügen muß, so erstreckt sich doch ihr Einfluß, wie obige Andeutungen schon vermuthen lassen, auf das ganze Gebiet des Erkennens, soweit dessen Grenzen nach Kants Absteckung reichen. Man kann demnach über die Theorie dieses Vermögens, wie über jede besondere Lehre in Kants Kritik, dadurch so gut wie nichts ausmachen, daß man einzelne Stellen zusammenhält und daraus einige Sätze ableitet. Das Kantische System ist wie jede wahre Philosophie ein Organismus, in welchem jedes Glied vom Ganzen bedingt ist und keines, vom Leibe abgerissen, für sich Leben hat<sup>2)</sup>. Darum läßt sich

<sup>1)</sup> In der „Deduction der reinen Verstandesbegriffe“ und im „Schematismus“ derselben.

<sup>2)</sup> So beurtheilt wenigstens Kant selbst seine Arbeit, wenn er in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik (S. 674) sagt: die reine speculative Vernunft sei „in Ansehung der Erkenntnißprincipien eine



der wahre Sinn jener Lehre nur dann begreifen, wenn man ihn aus dem Zusammenhang mit den übrigen Theilen entwickelt. Und deshalb ist es nöthig, auf die positiven Haupttheile der Kritik einzugehen, in thunlichster Kürze auf die transcendente Aesthetik, genauer auf die Analytik (mit Rücksicht auf die entsprechenden Erörterungen in den Prolegomena). Da in der zweiten Auflage der Kritik gerade der Abschnitt, welcher für die hier darzustellende Lehre der wichtigste ist, die Deduction der Kategorien, sehr zum Nachtheil auch für die Einsicht in die Functionen der Einbildungskraft verändert worden ist, wird die Untersuchung sich an die erste Fassung des Werks (von 1781) halten und die zweite nur dann benützen, wenn sie wichtige Bemerkungen enthält, welche die erste Darstellung ergänzen.

Es handelt sich um die Erklärung der Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori, deren es in der reinen Mathematik und reinen Naturwissenschaft unläugbar genug gibt. Um urtheilen zu können, müssen wir zuerst Vorstellungen haben, dann sie verbinden. Dazu bedürfen wir zweier Erkenntnißvermögen, der Sinnlichkeit und des Verstandes, welche nicht, wie die vorkritische Philosophie wähnte, bloß graduell, sondern der Art ihrer Leistung nach völlig verschieden sind und darum vorsichtig getrennt werden müssen. Die Sinnlichkeit ist das Vermögen der Receptivi-

ganz abgeforderte, für sich bestehende Einheit, in welcher ein jedes Glied, wie in einem organisirten Körper, um aller andern und alle um eines willen da sind, und kein Princip mit Sicherheit in einer Beziehung genommen werden kann, ohne es zugleich in der durchgängigen Beziehung zum ganzen reinen Vernunftgebrauch untersucht zu haben"; ebenso heißt es S. 684, die reine speculative Vernunft enthalte „einen wahren Gliederbau, worin Alles Organ ist, nämlich Alles um Eines willen und ein jedes Einzelne um Aller willen.“

tät, d. h. die Fähigkeit, Vorstellungen (Eindrücke, Empfindungen) zu empfangen; sie liefert uns Anschauungen. Der Verstand dagegen ist die Spontaneität des Erkennens, durch welche wir den Gegenstand zu unsern Anschauungen denken; er liefert Begriffe. Nur vereinigt geben beide Vermögen Erkenntniß. „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ (S. 31 u. 56). Wäre das Manchfaltige der Anschauung mit der Selbstthätigkeit des Subjects zugleich gegeben, so hätten wir einen intuitiven Verstand oder eine intellectuelle Anschauung. Aber eine solche besitzen wir nicht; man könnte sie höchstens dem Urwesen zuschreiben; unsre Anschauung ist sinnlich, unser Verstand discursiv (S. 717, 720).

Gegeben (und nicht weiter abzuleiten nach Kant) sind uns Empfindungen als Modificationen des Gemüths. Sie sind a posteriori und bilden die Materie der Erscheinung. Die Form dagegen, in welche wir sie aufnehmen, ist a priori im Gemüth; sie ist nichts als „dasjenige, welches macht, daß das Manchfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet angeschaut wird“ (S. 32). Sie macht aus der Empfindung Erscheinung. Die Form nun, in welcher wir Gegenstände als außer uns befindlich vorstellen, die Form des äußern Sinnes, ist der Raum, die, in welcher wir unsre inneren Zustände anschauen, die Form des innern Sinnes, ist die Zeit. Da aber alle Vorstellungen, auch die von äußeren Dingen, „als Bestimmungen des Gemüths zum innern Zustande gehören“, so ist die Zeit die formale Bedingung a priori aller Erscheinungen überhaupt (S. 43).

Die Vorstellungen von Raum und Zeit selbst, objectiv betrachtet, sind nicht empirisch, von Erfahrungen abstrahirt, sondern ursprünglich und nothwendig; denn alle Objecte setzen sie schon voraus, weil sie nur in ihnen sich anschauen lassen; man

kann sich wohl Raum und Zeit ohne Gegenstände, aber keinen Gegenstand ohne Raum und Zeit denken. Sie sind also reine Vorstellungen, und zwar nicht Begriffe, sondern Anschauungen; denn es gibt nur Einen Raum und nur Eine Zeit, in welchen alle Räume und Zeiten enthalten sind. Also sind Raum und Zeit bloße Vorstellungen, nichts den Dingen außerhalb der Vernunft, den Dingen an sich, Anhaftendes, und da nur in den Formen von Raum und Zeit uns Dinge erscheinen können, so folgt, daß diese Erscheinungen als solche nur unsre Vorstellungen, nichts an sich selbst sind. Diese Lehre macht den kritischen oder transcendentalen Idealismus aus (§. 295 u. 296, Proleg. §. 50 ff.).

Da es ohne Raum und Zeit keine Erscheinungen gibt, gelten sie für alle Erscheinungen: sie haben empirische Realität; da aber, was in ihnen gegeben wird, auch nur Erscheinung ist, gelten sie nichts für Dinge, welche nicht erscheinen, für Dinge an sich: das ist ihre transcendente Idealität.

Nur wenn Raum und Zeit Formen aller Anschauung und als solche Bedingungen aller äußern Gegenstände sind, läßt sich die Möglichkeit synthetischer Sätze a priori von anschauender Art, wie sie die Mathematik liefert, begreifen. Aus bloßen Begriffen folgt keine synthetische, sondern nur analytische Erkenntniß. Zu jener bedarf es der Anschauung, ohne welche eine mathematische Construction ganz undenkbar ist. Außerdem aber verlangt die apodictische Geltung der Mathematik, daß diese Anschauung nicht empirisch, sondern rein sei. Nur dann, wenn Raum und Zeit als sinnliche Formen vor aller Erscheinung vorübergehen und für alle gelten müssen, ist es möglich, in ihnen a priori Gegenstände (Figuren und Zahlen) anzuschauen (zu construiren) und von diesen Constructionen zu behaupten, daß alle in der Erfahrung ihnen

entsprechenden Objecte den in ihnen entdeckbaren Bestimmungen unterworfen seien <sup>1)</sup>.

So weit gehen die Resultate der transcendentalen Aesthetik. Die Sinnlichkeit liefert uns Erscheinungen, in Raum und Zeit angeschaute Empfindungen. Aber diese Elemente allein machen noch keine Erkenntniß aus. Dazu bedarf es der Verbindung derselben im Urtheil durch die Spontaneität des Verstandes, das Denken. Sieht man von der reinen mathematischen Erkenntniß ab, deren Möglichkeit natürlich auch erst von der bloß anschaulichen Seite erklärt und noch von Functionen des Verstandes bedingt ist, so handelt es sich jetzt um die Verknüpfung der Erscheinungen oder um die Möglichkeit der Erfahrung. Der Inbegriff aller in der Erfahrung verknüpften Erscheinungen aber heißt Natur. Also wird zugleich mit der Möglichkeit der Erfahrung auch die der Naturwissenschaft, und da nur nach den Bedingungen a priori für die Erfahrung gefragt wird, die Möglichkeit der reinen Naturwissenschaft erwiesen sein. Da schließlich die Natur, von welcher wir wissen, nichts an sich, von unsern Gedanken unabhängig Existirendes ist, sondern die Welt als Vorstellung, stehen alle Objecte selbst, als Gegenstände möglicher Erfahrung, unter den Bedingungen der Erfahrung; deßhalb kann man die Frage auch dahin stellen: wie ist Natur möglich? (Proleg. §. 53 ff. u. 82 ff.). Und zwar handelt es sich nicht um Natur als Inbegriff der Erscheinungen selbst, um Natur in materieller Bedeutung; über diese hat die Aesthetik bereits das Nöthige gesagt; sondern um Natur als Inbegriff der Gesetze, nach welchen die Erscheinungen in der Erfahrung verknüpft sind, um

<sup>1)</sup> §. 52 und 53, Proleg. § 7, §. 35 ff. und besonders Krit. 2. Aufl. § 3, Transscritle. Erörterg. des Begriffs v. Raume, (Rosentz.) §. 712 u. 713.

Natur in formeller Bedeutung, um die oben bezeichnete Synthesiß a priori.

Diese Fragen werden durch den positiven Theil der transcendentalen Logik, durch die Analytik, beantwortet. Die Logik ist transcendental, wenn sie „auf den Ursprung unsrer Erkenntnisse von Gegenständen geht, soferne er nicht den Gegenständen zugeschrieben werden kann“, während die allgemeine Logik sich bloß mit den Gesetzen der Verhältnisse beschäftigt, in welchen der Verstand die Vorstellungen denkt; jene betrachtet die Beziehung von Vorstellungen a priori auf mögliche Erfahrung; diese dagegen hat es mit der bloßen „Verstandesform“ zu thun, einerlei welcher Art die Vorstellungen sein, von woher sie kommen mögen<sup>1)</sup>. Deshalb kann nach Gesetzen der (formalen) allgemeinen Logik immer noch ein formell zwar richtiger, aber inhaltlich ganz falscher Gebrauch der Erkenntnisformen stattfinden. Die Analytik nun ist die Zergliederung der Verstandeserkenntnis; sie entdeckt die Bedingungen a priori zur Erfahrung, soweit dieselben dem Denken, nicht der Anschauung, angehören, dahingegen der negative Theil der Logik, die transcendente Dialektik, die falsche Anwendung der reinen Verstandesformen auf übersinnlichem Gebiete darstellt, die Thatsächlichkeit einer solchen Metaphysik „als Naturanlage“ zwar erklärt, aber gerade durch das Eingehen auf ihre Entstehung ihre Unrechtmäßigkeit nachweist (§. 59 — 67, Prol. §. 33).

<sup>1)</sup> Vgl. die Unterscheidung in der Vorrede der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (VIII, §. 7), nach welcher die allgemeine Logik „die Handlungen und Regeln des Denkens überhaupt“, die Transcendentalphilosophie aber „bloß die besonderen Handlungen und Regeln des reinen Denkens, d. i. desjenigen, wodurch Gegenstände völlig a priori erkannt werden“, vorträgt.

Der Verstand ist das Vermögen der Erkenntnis durch Begriffe; er bezieht Begriffe auf Anschauungen oder auf andre Begriffe; er stellt eine Vorstellung durch die andre vor: er urtheilt. Im Urtheil ziehen wir mehrere Erkenntnisse in eines zusammen: „alle Urtheile sind Functionen der Einheit unter unsern Vorstellungen“ (§. 69, 70). Diese Einheit, welche als Function des Verstandes zum Manichfaltigen der Anschauung hinzukommt, ist zunächst nur eine subjective, „die logische Verknüpfung der Wahrnehmung in einem denkenden Subject.“ „Solche Urtheile drücken nur eine Beziehung zweier Empfindungen auf dasselbe Subject, nämlich mich selbst, und auch nur in meinem diesmaligen Zustande der Wahrnehmung aus, und sollen daher auch nicht vom Objecte gelten“. Sie heißen Wahrnehmungsurtheile. Erst dann, wenn die Einheit der Vorstellungen im Urtheil nicht bloß subjectiv, für ein Bewußtsein in einem Subject allein, sondern objectiv, in einem Bewußtsein überhaupt, gilt, d. h. wenn sie in einem Gegenstand liegend gedacht wird, also nun für Alle nothwendig dieselbe ist: dann erst ist das Urtheil ein Erfahrungsurtheil (Prol. § 18 ff. §. 57 ff. Krit. 2. Aufl. § 19, Rosenkz. §. 739). „Objectiv Gültigkeit und nothwendige Allgemeingültigkeit (für Jedermann) sind Wechselbegriffe.“

Diese Objectivität des Urtheils nun wird durch besondere Begriffe erzeugt, welche die durch die Sinnlichkeit gegebenen Vorstellungen auf allgemein gültige Weise verknüpfen und dadurch den Gegenstand bestimmen. Sind die Wahrnehmungen auf diese Art nothwendig verbunden, so müssen auch alle Urtheile über sie übereinstimmen und sind Erfahrungsurtheile<sup>1)</sup>. Jene

<sup>1)</sup> Z. B. Ist öfters in demselben Subject die Wahrnehmung des Sonnenscheins mit der der Wärme eines Steins verbunden, so ent-

verknüpfenden Begriffe, welche dem Erfahrungsurtheil seinen Charakter verleihen, sind keine fertigen Thatsachen in der Vernunft wie etwa angeborene Ideen, sondern „Handlungen des reinen Denkens“ (S. 60 u. 78), welche, wie Raum und Zeit als Formen der Sinnlichkeit aus Empfindungen Erscheinungen, so aus Erscheinungen Erfahrung machen; diese ist „nichts Anderes als die synthetische Einheit der Erscheinungen nach Begriffen.“ Diese Begriffe können nicht, wie man von unsern Gattungsbegriffen wenigstens gewöhnlich annimmt, aus der Erfahrung stammen, weil sie erst Erfahrung hervorbringen. Vielmehr sind sie „reine Verstandesbegriffe“, „Grundbegriffe“, „Stamm-begriffe des reinen Verstandes“ oder (nach Aristoteles' Benennung, die sie als allgemeinste Prädicate der Dinge bezeichnet,) „Kategorien“ (S. 76 ff. Prol. § 20).

Das Manchfaltige der Anschauung durchzugehen und zu verbinden, um eine Erkenntniß daraus zu machen, ist das spontane Geschäft des Denkens und heißt Synthesis, und insofern sie der Erfahrung vorausgeht, reine Synthesis. Sie ist Sache der Einbildungskraft. Diese Synthesis aber „auf Begriffe zu bringen“, d. h. ihr Einheit zu geben, das ist eine Function des Verstandes. „Die reine Synthesis, allgemein vorgestellt, gibt nun den reinen Verstandesbegriff.“ Er ist nichts als der Grund der nothwendigen Einheit in der Synthesis des

steht das Wahrnehmungsurtheil: wenn die Sonne den Stein bescheint, so wird er warm; nimmt man aber die Sonne als Ursache der Wärme an, so wird die Verbindung der beiden Wahrnehmungen eine nothwendige und allgemeingültige; sie wird als im Object liegend und Alle zwingend, nicht mehr bloß als in Einem Subject gefühlt angenommen; es entsteht das Erfahrungsurtheil: die Sonne erwärmt den Stein (Prol. S. 62, Anmerk.).

Manchfaltigen. Nun wird das Urtheil dadurch zum Erfahrungsurtheil, daß es die Verknüpfung der einzelnen Wahrnehmungen in den Gegenstand verlegt; es drückt nichts aus als die Einheit der Erscheinungen im Gegenstande. Daher ist die Einheit, welche es den Vorstellungen gibt, dieselbe, welche, in den Erscheinungen liegend, diese zur Erfahrung macht, d. h. der reine Verstandesbegriff<sup>1)</sup>. Die Kategorien sind deshalb von den Urtheilsformen in nichts unterschieden. Diese letzteren aber findet man systematisch geordnet in der allgemeinen Logik, welche darum als „Leitfaden der Entdeckung aller reinen Verstandesbegriffe“ dient. Auf solche Weise erhält man je drei Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität, unter welchen die der Relation die wichtigsten sind, nämlich Inhärenz und Subsistenz (Substanz und Accidens), Causalität und Dependenz (Ursache und Wirkung) und Gemeinschaft (Wechselwirkung), entsprechend dem kategorischen, hypothetischen und dis-

<sup>1)</sup> „Dieselbe Function, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem Urtheile Einheit gibt, die gibt auch der bloßen Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer Anschauung Einheit, welche, allgemein ausgedrückt, der reine Verstandesbegriff heißt. Derselbe Verstand also, und zwar durch eben dieselben Handlungen, wodurch er in Begriffen, vermittels der analytischen Einheit, die logische Form eines Urtheils zu Stande brachte, bringt auch, vermittels der synthetischen Einheit des Manchfaltigen in der Anschauung überhaupt, in seine Vorstellungen einen transcendentalen Inhalt, weswegen sie reine Verstandesbegriffe heißen, die a priori auf Objecte gehen, welches die allgemeine Logik nicht leisten kann“ (S. 78). In der langen Anmerkung zur Vorrede der Metaph. Anfangsgründe der Naturwissenschaft, welche schon Schopenhauer bei Besprechung der Kategorienlehre erwähnt (S. B. II, S. 531), wird das Urtheil geradezu definiert als „eine Handlung, durch die gegebene Vorstellungen zuerst Erkenntnisse eines Objects werden“ (Rosentz. V, S. 315).



unctiven Urtheil. Dies sind die „ursprünglich reinen Begriffe der Synthesis, die der Verstand a priori in sich enthält, und . . . durch die allein er etwas bei dem Mannfaltigen der Anschauung verstehen, d. i. ein Object derselben denken kann“ (S. 76 ff.). —

Die Kategorien sind hiermit entdeckt als Begriffe a priori, welche in aller Erfahrung gelten sollen. Wie ist das möglich? Es muß hier die Schwierigkeit überwunden werden, „wie subjective Bedingungen des Denkens sollten objective Gültigkeit haben, d. i. Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntniß der Gegenstände abgeben“ (S. 86). Man könnte sich denken, daß auch ohne Functionen des Verstandes Erscheinungen unsrer Anschauung Gegenstände darböten<sup>1)</sup>. Den Bedingungen der Sinnlichkeit zwar müßten dieselben genügen, um überhaupt für uns zu existiren, aber es ist nicht aus sich selbst klar, daß sie auch den Bedingungen ihrer Einheit im Verstande gemäß zu sein brauchten. Also muß die objective Gültigkeit der Kategorien nachgewiesen, es muß der Anspruch dargethan werden, welchen diese von aller Erfahrung unabhängigen Erkenntnißformen auf die Anwendung in aller Erfahrung haben. Diese Untersuchung ist die „Deduction“, und weil es sich nicht um einen auf Erfahrung sich stützenden Gebrauch von Begriffen, sondern um deren Beziehung a priori auf Gegenstände handelt, nicht die empirische, sondern die „transcendentale Deduction der reinen Verstandesbegriffe.“

Nun ging die objective Geltung von Raum und Zeit daraus hervor, daß es ohne sie keine Anschauungsobjecte, keine Er-

<sup>1)</sup> So meint Kant wenigstens nach dieser und mancher andern Stelle der Kritik; nach der Lehre von der reinen Apperception dürfte man so nicht reden.

scheinungen geben kann. So wird auch der Beweis für die allgemeine und nothwendige Gültigkeit der Kategorien sich darauf stützen, daß ohne sie nichts als Gegenstand gedacht werden kann, daß ohne sie aus den Erscheinungen keine Objecte der Erfahrung werden können und aus diesen kein Zusammenhang, wie er uns thatsächlich in der Natur vorliegt. Wenn nur durch Kategorien Erfahrung möglich ist, so beziehen sich dieselben „nothwendiger Weise und a priori“ auf alle Gegenstände der Erfahrung (S. 89).

Diese Beziehung von Begriffen a priori auf Erfahrung ist aber nur dann denkbar, wenn — was die transcendente Aesthetik schon mit ihren Mitteln festgestellt hat — die Gegenstände unsrer Erkenntniß bloße Vorstellungen, nicht Dinge an sich sind. Wären sie das Letztere, so könnten wir von ihnen keine Begriffe a priori haben, sondern, wenn uns dann das Object überhaupt bekannt sein könnte, nur empirische Vorstellungen. Begriffe a priori aber, welche wir etwa besäßen, könnten niemals eine Beziehung auf Dinge haben, die gänzlich unabhängig von uns existiren sollen (S. 115, S. 104/5, Pröl. § 14, S. 53). Die objective Geltung der Kategorien und die darauf gegründete Möglichkeit von synthetischen Urtheilen a priori wäre nimmer erweislich, wenn auch nur irgend etwas am Object nicht Product der Vernunft wäre.

Aber das ist auch nicht zu befürchten. Denn betrachtet man ein Object, so findet man, wie schon Hume klar gemacht hat<sup>1)</sup>, nichts als eine Sammlung von Qualitäten, welche als Empfindungen oder, nach Kants Ausdruck, „Modificationen des Gemüths in der Anschauung“ völlig subjectiv<sup>2)</sup> sind. Diese Wahr-

<sup>1)</sup> Vgl. S. 13 u. 14 dieser Abhandlung.

<sup>2)</sup> Man unterscheide in der Bedeutung des Wortes „subjectiv“.

nehmungen erscheinen uns als eine Mannichfaltigkeit von Theilen in Raum und Zeit, welche ebenfalls bloß Formen der Erkenntniß sind, und erhalten ihre Verbindung nur im Denken.

Doch ist darum das unbekannte Etwas, welches wir dieser Sammlung zu Grunde legen und den Gegenstand nennen, obwohl unser Product, keineswegs eine Fiction, wie Hume will, sondern die Quelle aller Realität, kein durch Gewohnheit aus der Erfahrung erzeugtes, sondern ein zu aller Erfahrung nothwendiges Band in unsern Vorstellungen. Denn durch diesen Begriff des Gegenstands allein kommt es, daß die Dinge nicht bloße Hirngespinnste, sondern etwas uns Entgegen- oder Widerstehendes, Unabänderliches sind — und mehr will das Wort Gegenstand oder Object auch nicht sagen. Allerdings ist das Object nur eine Collection von Sinnesempfindungen, von in Raum und Zeit auseinanderliegenden Anschauungselementen, aber eine solche, die nicht in unsrer Willkür steht, sondern zu der wir gezwungen sind. Es ist nichts als die Verknüpfung des Mannichfaltigen unserer Anschauungen, nichts als die Einheit des Bewußtseins in dieser Vielheit, aber nicht eine zufällige und beliebige, sondern eine nothwendige, ganz bestimmte Einheit in der Synthesiß der Wahrnehmungen, die Einheit der Regel, des Gesetzes, nach welchem wir das Mannichfaltige verknüpfen müssen und das sich uns deshalb als ein Zwang von außen

Dasselbe heißt bei Kant oft soviel als zufällig, nicht allgemein und nothwendig, also nicht objectiv. Oft aber bedeutet es auch soviel als der Vernunft angehörig, immanent, schließt also das Objective nicht aus und ist nur dem Transscendenten, dem Ding an sich, entgegengesetzt. Die Empfindungen sind nach Kant in beiden Bedeutungen subjectiv, Raum und Zeit und die Kategorien nur in der zweiten; denn sie gelten objectiv, ohne darum eine transscendente Anwendung zuzulassen.

kund gibt — und dies ist das wahrhaft Objective daran. Da der Gegenstand demnach nichts als die objective Verbindung der Wahrnehmungen ist, so müßte man, wenn man diesen Begriff als eine Fiction betrachten wollte, leugnen, daß wir zu einer bestimmten Ordnung in der Auffassung der Erscheinungen gezwungen seien, welches aber Hume selbst niemals bestritten hat<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> S. 96—101 u. (2. Aufl.) 735/6.

Gegenstand der Erscheinungen . . . „d. i. der Begriff von etwas, darin sie nothwendig zusammenhängen“. „Nun sind aber Erscheinungen nicht Dinge an sich selbst, sondern selbst nur Vorstellungen, die wiederum ihren Gegenstand haben, der also von uns nicht mehr angeschaut werden kann und daher der nichtempirische, d. i. transscendentale Gegenstand = x genannt werden mag. Der reine Begriff von diesem transscendentalen Gegenstand (der wirklich bei allen unsern Erkenntnissen immer einerlei = x ist) ist das, was in allen unseren empirischen Begriffen überhaupt Beziehung auf einen Gegenstand, d. i. objective Realität verschaffen kann. Dieser Begriff kann nun gar keine bestimmte Anschauung enthalten und wird also nichts Anderes als diejenige Einheit betreffen, die in einem Mannichfaltigen der Erkenntniß angetroffen werden muß, so ferne es in Beziehung auf einen Gegenstand steht. Diese Beziehung ist nichts Anderes als die nothwendige Einheit des Bewußtseins, mithin auch der Synthesiß des Mannichfaltigen durch gemeinschaftliche Function des Gemüths, es in einer Vorstellung zu verbinden“ (S. 100/1). — Wenn nun Kant an andern Stellen doch wieder den transscendentalen Gegenstand als unbekannten Grund der Erscheinungen in dem Sinne hinstellt, als ob er sich außerhalb aller Vernunft befände, statt einfach deren Gesetz zu sein, so hebt Jacobi (S. W. II, S. 303) wohl mit Recht die Stelle der Kritik (S. 391 bei Rosenkz.) hervor, wo es heißt: „Indessen können wir die bloß intelligible Ursache der Erscheinungen überhaupt das transscendentale Object nennen, bloß, damit wir etwas haben, was der Sinnlichkeit als einer Receptivität correspondirt. Diesem transscendentalen Object können wir allen Umfang und Zusammenhang unsrer möglichen Wahrneh-

Die Möglichkeit dieser objectiven, d. h. als im Gegenstand liegend vorgestellten, demnach nicht beliebigen, sondern für Alle mit Nothwendigkeit geltenden oder, was ganz dasselbe heißt, a priori stattfindenden Synthesiß ist es nun näher, welche durch die Kategorien bedingt sein muß, wenn diese in aller Erfahrung mung zuschreiben und sagen, daß es vor aller Erfahrung an sich selbst gegeben sei.“ Eine „intelligible“ Ursache aber mag zwar ewig unerkennbar sein; jedenfalls ist sie nicht etwas aller Intelligenz Fremdes. Auch wenn Kant von der Möglichkeit anderer als sinnlicher Anschauungen spricht, welche für die Erkenntniß von Gedankenbinnen (Noumena) nöthig wären, so wären die Gegenstände derselben nach seiner Ansicht gewiß nicht außerhalb der Vernunft (im metaphysischen Sinne), sondern eben Gegenstände einer nicht sinnlichen Anschauung, also auch Vorstellungen. Kant kennt im positiven Theil der Kritik (in der ersten Auflage) nichts, was nicht Vorstellung wäre. Bedarf es, weil die Sinnlichkeit als Receptivität, als ein bloß passives Vermögen charakterisirt wird, einer derselben entsprechenden Activität, welche jedoch niemals in einem  $\alpha$  außerhalb aller Vernunft, sondern nur in dieser selbst gesucht werden kann, so gibt es für diese Frage nur Eine Lösung: Die Vernunft selbst muß auf einer gewissen Stufe ihrer Thätigkeit das Vermögen haben oder sein, sich durch ihre Activität in gänzliche Passivität zu versetzen, was durch die Vorstellung eines ihr Entgegengesetzten, eines Nicht-Ich, eines „Object“ geschieht. Daher die kurze aber für alle Wirksamkeit der Einbildungskraft ausreichende Definition Schellings: „Man könnte Einbildungskraft als das Vermögen erklären, sich durch völlige Selbstthätigkeit in völlige Passivität zu versetzen“ (S. W. I Abthlg. I, S. 332 Anmfg.).

Die ganze Erörterung über den Gegenstand muß in der zweiten Auflage der Kritik einigen kurzen Bemerkungen über denselben weichen. Jacobi, welcher den Verlust, den der Leser durch die Weglassungen in der zweiten Ausgabe erleidet, für höchst bedeutend hält, empfiehlt gerade den Abschnitt „von der Synthesiß der Recognition im Begriffe“, wo diese Materie behandelt wird, zu besonderer Erwägung (S. W. II, S. 291).

gelten sollen; denn sie macht das Erfahrungsobject. Die oben genannte Schwierigkeit der Deduction, daß subjective Bedingungen des Denkens sollten objective Gültigkeit haben, ist durch diese Einsicht, nach der ein Object nichts vom Denken Unabhängiges, sondern nur die nothwendige Verknüpfung der Wahrnehmungen zu einer Erfahrung bedeutet, hinweggeräumt worden. Und nun ist die Untersuchung wieder auf die Erklärung der Synthesiß a priori hingedrängt. Was gehört zu derselben? welche Arten der geistigen Thätigkeit sind bei ihr im Spiele? und inwiefern sind die Kategorien Bedingungen ihrer Möglichkeit? Sollten sich dieselben als Gesetze erweisen, nach welchen die den Gegenstand der Erfahrung bildende Synthese stattfinden muß, so ist damit ihre Gültigkeit in aller Erfahrung dargethan.

Eines muß man bei der folgenden Ableitung stets im Auge behalten, daß nämlich alle Verstandesbegriffe, wenn sie ihre Realität beweisen wollen, sich stets auf sinnliche Anschauung — eine andre als sinnliche kennen wir nicht — beziehen müssen, da sie sonst gänzlich inhaltslos bleiben würden. Nur als Bedingungen einer möglichen Erfahrung können sie von objectiver Geltung sein; das ist oben schon als Princip der Deduction angegeben worden. Nun sind die Formen der Anschauung Raum und Zeit, und zwar gilt die letztere für alle Vorstellungen ohne Ausnahme. Darum wird alle Synthese, obwohl Verstandeshandlung, doch an die formale Bedingung des innern Sinnes, die Zeit, gebunden sein. Sie ist gleichsam der Grund, auf welchem der Verstand alle seine Zeichnungen entwerfen muß, wenn sie sichtbar sein sollen<sup>1</sup>). Als Gegenstände (objectiv ge-

<sup>1</sup>) „Unsere Vorstellungen mögen entspringen, woher sie wollen, ob sie durch den Einfluß äußerer Dinge, oder durch innere Ursachen



nommen) freilich, als reine Anschauungen, sind auch Raum und Zeit dem Verstande unterworfen, da sie nur in ihm synthetische Einheit gewinnen und dadurch Gegenstände für uns werden können; aber als Formen der Anschauung (subjectiv genommen) stehen sie als Bedingungen der Objecte neben dem Verstande, und nur zusammen liefern beide Quellen uns Erkenntniß. Diese Unterscheidung in der Bedeutung von Raum und Zeit hervorzuheben, ist ein Verdienst der zweiten Ausgabe, welches für die Einsicht in die Stellung der Einbildungskraft bei Kant von Wichtigkeit ist <sup>1)</sup>.

gewirkt seien, sie mögen a priori, oder empirisch als Erscheinungen entstanden sein, so gehören sie doch als Modificationen des Gemüths zum innern Sinn, und als solche sind alle unsere Erkenntnisse zuletzt doch der formalen Bedingung des innern Sinns, nämlich der Zeit unterworfen, als in welcher sie insgesammt geordnet, verknüpft und in Verhältnisse gebracht werden müssen. Dieses ist eine allgemeine Anmerkung, die man bei dem Folgenden durchaus zum Grunde legen muß“ S. 93. — „Denn an sich selbst ist die Synthesis der Einbildungskraft, obgleich a priori ausgebrückt, dennoch jederzeit sinnlich, weil sie das Manchfaltige nur so verbindet, wie es in der Anschauung erscheint“ S. 111. — Man muß dieses Verhältniß von Sinnlichkeit und Verstand übrigens richtig verstehen und darf es nicht dahin deuten, daß der Verstand eine fertige Sinnlichkeit vorfände; das wäre ebenso falsch, wie die Kategorien für angeborene Ideen zu nehmen. Beiderlei Erkenntnisformen, die sinnlichen und die intellectuellen, wirken stets in einem und demselben Proceß zusammen, und nur weil die analysirende Reflexion alles Verschiedenartige sorgfältig trennen und jeden der Factoren, aus welchen die Erfahrung entsteht, gesondert behandeln muß, gewinnt zuweilen die Darstellung jenen Anschein.

<sup>1)</sup> „Wir haben Formen der äußern sowohl als innern sinnlichen Anschauung a priori an den Vorstellungen von Raum und Zeit, und diesen muß die Synthesis der Apprehension des Manchfaltigen der Erscheinung jederzeit gemäß sein, weil sie selbst nur nach dieser Form ge-

In den Formen der Anschauung nun wird uns ein Manchfaltiges gegeben. Dies ist das Erste, welches nothwendige Bedingung der Erfahrung ist <sup>1)</sup>. Aber die bloße Sinnlichkeit liefert auch nur Manchfaltiges, lauter isolirte und unzusammenhängende Vorstellungen, aber keine Erkenntniß, „welche ein Ganzes verglichener und verknüpfter Vorstellungen ist“. Daher läßt sich dem Sinne bloß Synopsis beilegen. Soll Erkenntniß möglich sein, so muß der Receptivität Spontaneität entsprechen. Das Manchfaltige muß durch Synthesis zu einem Bilde in der Vernunft verbunden werden, was durch die Einbildungskraft geschieht. Ohne diese Synthesis wäre selbst die Wahrnehmung <sup>2)</sup> nicht möglich. „Daß die Einbildungskraft ein nothwendiges Ingrediens der Wahrnehmung sei, daran hat wohl noch kein Psychologe gedacht. Das kommt daher, weil man dieses Vermögen theils nur auf Reproductionen einschränkte, theils weil man glaubte, die Sinne lieferten uns nicht allein Eindrücke, sondern setzten solche auch sogar zusammen, und brächten Bilder

sich sehen kann. Aber Raum und Zeit sind nicht bloß als Formen der sinnlichen Anschauung, sondern als Anschauungen selbst (die ein Manchfaltiges enthalten), also mit der Bestimmung der Einheit dieses Manchfaltigen in ihnen a priori vorgestellt“ S. 752/3. — „Der Raum als Gegenstand vorgestellt, enthält mehr, als bloße Form der Anschauung, nämlich Zusammenfassung des Manchfaltigen, nach der Form der Sinnlichkeit Gegebenen, in eine anschauliche Vorstellung, so daß die Form der Anschauung bloß Manchfaltiges, die formale Anschauung aber Einheit der Vorstellung gibt“ u. S. 753 Anmfg.; vgl. S. 24, S. 745 ff., auch Bd. I S. 508 (Fortsetzungen der Metaphysik seit Leibniz).

<sup>1)</sup> Zum Folgd. vgl. S. 90 u. 92.

<sup>2)</sup> Wahrnehmung = mit Bewußtsein verbundene Erscheinung (S. 108).

der Gegenstände zuwege, wozu ohne Zweifel, außer der Empfänglichkeit der Eindrücke, noch etwas mehr, nämlich eine Function der Synthesis derselben erfordert wird“ (S. 109 Anmfg.)<sup>1)</sup>. Aber nicht jede Synthesis ist ohne Weiteres genügend, um Erfahrungen zu erzeugen. Sie kann auch bloß subjectiv, d. h. für ein empirisches Bewußtsein, nicht für das Bewußtsein überhaupt gültig sein, entsprechend dem Wahrnehmungsurtheil. Als Drittes muß demnach die Objectivität, die Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit oder die Gesetzmäßigkeit zur Synthesis hinzukommen, so daß dieselbe unabhängig vom einzelnen für alles Bewußtsein gilt, entsprechend dem Erfahrungsurtheil; denn dadurch entsteht, wie oben gezeigt worden, für uns der Gegenstand. Diese letzte Bedingung nun wird durch den reinen Verstand und seine ursprünglichen Begriffe, die Kategorien, erfüllt, welche als Regeln a priori (Denkregeln) die Einbildungskraft zu einem gesetzmäßig schaffenden Vermögen, zur productiven Einbildungskraft machen.

<sup>1)</sup> Es sei hier bemerkt, daß Kants Lehre an diesem Punkte nicht ausreicht, insofern auch die sinnliche Synopsis unmöglich als bloße Receptivität gedacht werden kann. Allerdings verhält sich das Gemüth gegen bloße Eindrücke leidend; indem aber dieselben überhaupt keine Eindrücke sind, indem sie von ihm vorgestellt werden, sind auch sie nur unter Voraussetzung einer Thätigkeit der Vernunft erklärlich. Darum unterwirft Kant auch die Wahrnehmung der Synthese; denn Wahrnehmung ist „mit Bewußtsein verbundene Erscheinung“. Die Activität des Denkens muß selbst bis zur Empfindung ausgebeugt werden, und die Philosophie wird hier nachzuweisen haben, wie ein Product der Vernunft als ein der Vernunft Fremdes vorgestellt, wie ihre eigene Thätigkeit zugleich als Leiden angesehen werden kann und muß. Diese Erklärung liefert Fichte in seiner Lehre von der bewußtlos producirenden Einbildungskraft. Vgl. auch S. 38 dieser Abhandlung die in der Anmerk. citirte Definition Schellings.

Also dreierlei gehört zur Synthesis a priori: Daß zu Verbindende, d. h. ein Manchfaltiges der Anschauung, dessen Verbindung und ihre Objectivirung.

Die Verknüpfung des durch die Sinne gegebenen Materials ist näher eine dreifache. Aller Stoff der Erkenntniß wird in der Form der Zeit als eine Manchfaltigkeit von Eindrücken vorgestellt. Sollen diese getrennten Elemente die Einheit Einer Vorstellung erhalten, so müssen sie zunächst alle durchlaufen und zusammengenommen werden. Kant nennt diese Handlung „Synthesis der Apprehension in der Anschauung.“ Man bemerke wohl, was diese zutreffende Bezeichnung in sich vereinigt. Die Apprehension gehört zur Anschauung; denn man kann sich schlechterdings keine Anschauung als für's Subject existirend vorstellen, welche nicht Theil für Theil apprehendirt sein müßte; auch ist die Apprehension völlig an die Form aller Anschauung, an die Zeit, gebunden; sie ist nur als Succession möglich. Zugleich aber ist sie als ein Durchlaufen von Eindrücken eine Synthesis, also kein bloßes Leiden des Gemüths, sondern ein spontanes Wirken desselben, demnach nicht bloße Sache der Anschauung, sondern ebensowohl des Verstandes. Receptivität und Spontaneität, Synopsis und Synthesis, Sinnlichkeit und Verstand sind hier auf's Innigste in einer und derselben Handlung verbunden. Da dieselbe auch bei nicht empirischen Vorstellungen erfordert wird, gibt es auch eine reine Synthesis der Apprehension (S. 93/4). Kant schreibt diesen ersten synthetischen Act gewöhnlich der Einbildungskraft zu, welche hier schon als Mittelglied zwischen Sinnlichkeit und Verstand erscheint. So heißt es (S. 109): „Es ist also in uns ein thätiges Vermögen der Synthesis dieses Manchfaltigen, welches wir Einbildungskraft nennen, und deren unmittelbar an den Wahrnehmungen

ausgeübte Handlung ich Apprehension nenne. Die Einbildungskraft soll nämlich das Manchfaltige der Anschauung in ein Bild bringen; vorher muß sie also die Eindrücke in ihre Thätigkeit aufnehmen, d. i. apprehendiren <sup>1)</sup>“.

Hat nun auch die Einbildungskraft eine Erscheinung Theil für Theil aufgefaßt, so käme es doch niemals zu einer Vorstellung des Ganzen, wenn sie die ersten Eindrücke beim Fortgang zu den folgenden vergessen hätte. Sie muß daher jene nothwendig reproduciren. Ohne diese Reproduction kann man weder eine Raumgröße, noch eine Zeitgröße oder Zahl denken; die Vorstellungen von Raum und Zeit selbst sind ohne sie ganz unmöglich. „Die Synthesis der Apprehension ist also mit der Synthesis der Reproduction unzertrennlich verbunden. Und da jene den transcendentalen Grund der Möglichkeit aller Erkenntnisse überhaupt (nicht bloß der empirischen, sondern auch der reinen a priori) ausmacht, so gehört die reproductive Synthesis der Einbildungskraft zu den transcendentalen Handlungen des Gemüths, und in Rücksicht auf dieselbe wollen wir dies Vermögen auch das transcendente Vermögen der Einbildungskraft nennen“ (S. 96) <sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> S. 162 wird die Apprehension als „Aufnahme in die Synthesis der Einbildungskraft“ bezeichnet. S. 770: „Die Synthesis der Einbildungskraft in der Apprehension“.

<sup>2)</sup> Schon hier könnte man nach einem objectiven Grund der Synthesis, nach einem die Reproduction ermöglichenden Zusammenhange in den Erscheinungen selbst fragen. Und wirklich stellt Kant hier auch einstweilen diese Frage (S. 94 u. 95); auch schließt er bei der zusammenhängenden Darstellung der Deduction (S. 110) die Lösung der dritten Frage (nach der Objectivität der Synthesis) an diese Reproducibilität der Erscheinungen an. Hier soll zuerst alles vollständig erklärt werden, was zu einer jeden Synthesis, auch zur nicht objectiven, gehört.

Aber auch die Reproduction der zuerst aufgefaßten Theile beim Vorstellen der folgenden genügt noch nicht, wenn eine Einheit des Object's entstehen soll. Es könnte ja möglich sein, daß die reproducirten Elemente nicht auch wirklich dieselben wären wie die zuvor apprehendirten, sondern ganz neue. Man muß sich daher bewußt sein, daß man die Theile, welche man jetzt wieder vorstellt, um sie mit den nächsten zu vereinigen, vorher schon gedacht hat. Diese Wiedererkennung, der dritte und letzte Act der Synthesis, „die Synthesis der Recognition im Begriffe“ (S. 96 ff.), hängt von der Einheit des Bewußtseins ab. Und nichts Anderes als diese Einheit in dem Manchfaltigen einer Erkenntniß bedeutet das Wort Begriff. „Denn dieses Eine Bewußtsein ist es, was das Manchfaltige, nach und nach Anschaute und dann auch Reproducirte in einer Vorstellung vereinigt. Dieses Bewußtsein kann oft nur schwach sein, so daß wir es nur in der Wirkung, nicht aber in dem Actus selbst, d. i. unmittelbar mit der Erzeugung der Vorstellung verknüpfen; aber ungeachtet dieser Unterschiede muß doch immer ein Bewußtsein angegriffen werden, wenn ihm gleich die hervorragende Klarheit mangelt, und ohne dasselbe sind Begriffe und mit ihnen Erkenntniß von Gegenständen ganz unmöglich“ (S. 97).

Nun ist das Bewußtsein unsrer selbst, als Bewußtsein unsrer Zustände, unser empirisches Bewußtsein, nichts Bleibendes, sondern verändert sich mit unsern Vorstellungen; ja es ist von ihnen so unzertrennlich, daß Hume die Identität des Bewußtseins überhaupt leugnen konnte. Kant nennt dasselbe den innern Sinn oder die empirische Apperception. Dieses veränderliche Subject kann unmöglich die Recognition (im Begriffe) begründen. Soll diese, soll Erkenntniß stattfinden, so muß es ein von aller Erfahrung unabhängiges, dieselbe vielmehr bedingen-

des, also transcendentalen, ein „reines, ursprüngliches, unwandelbares Bewußtsein“, ein Selbstbewußtsein mit numerischer Identität geben, und das ist „die transcendente Apperception“, nach welcher alle Vorstellungen zu einem einzigen Ich gehören. Diese Apperception ist „das transcendente Princip der Einheit alles Mannichfaltigen unserer Vorstellungen“ (S. 106); auch die reinen Anschauungen des Raums und der Zeit sind ihr unterworfen. „Die Möglichkeit der logischen Form alles Erkenntnisses beruht nothwendig auf dem Verhältniß zu dieser Apperception als einem Vermögen“ (S. 106 Anmfg.). Kant nennt sie deshalb das „Radicalvermögen aller unsrer Erkenntniß“ (S. 104).

Die transcendente Apperception also gibt aller Synthesis die Einheit, indem sie als das gemeinsame Bewußtsein in verschiedenen Vorstellungen diese zusammenfaßt oder „begreift“<sup>1)</sup>. Dieses Bilden von Begriffen ist nichts Anderes als ein Urtheilen. Die Form des Urtheils aber, die Denkregel, nach welcher der spontane Verstand die Anschauungen vereinigt, sind die Kategorien. Und so kann schon an dieser Stelle die Rede sein von einer „vorläufigen Erklärung der Möglichkeit der Kategorien als Erkenntnisse a priori“, wie Kant eine den drei Momenten der Synthesis folgende vierte Nummer überschreibt. Es ist nämlich klar, daß eine aus den Wahrnehmungen empirisch gefundene Einheit nicht den allgemeinen und nothwendigen Charakter des

<sup>1)</sup> „... Alles muß nothwendig den Bedingungen der durchgängigen Einheit des Selbstbewußtseins gemäß sein, d. i. unter allgemeinen Functionen der Synthesis stehen, nämlich der Synthesis nach Begriffen, als worin die Apperception allein ihre durchgängige und nothwendige Identität a priori beweisen kann.“ Z. B. ist der Begriff der Ursache eine Synthesis in der Zeitreihe sich folgender Erscheinungen nach Begriffen (S. 102 u. 103).

Zusammenhangs erklären würde, welchem jene im Gegenstand unterworfen sind; der Gegenstand selbst wäre auf diese Weise unmöglich. Vielmehr muß der Grund der Einheit ein transcendentaler sein und zwar die Formen des reinen Bewußtseins, die Begriffe a priori. Man erinnere sich nun daran, wie schon im Beginne der Deduction gefordert wurde, daß Erscheinungen keine Dinge an sich, sondern von der Vernunft bestimmbar sind, und lasse die oberste Wahrheit der Transcendentalphilosophie nicht aus den Augen, nämlich den Satz, „daß die Bedingungen einer möglichen Erfahrung zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung sind“ (S. 102 u. 138/9). Nach diesem Grundsatz läßt sich vorläufig die Behauptung folgern, daß die Kategorien, welche, wie eben nachgewiesen wurde, als Functionen der alle Vorstellungen beherrschenden und verbindenden Einheit der Apperception die „Bedingungen des Denkens in einer möglichen Erfahrung“ sind, auch „Grundbegriffe sind, Objecte überhaupt zu den Erscheinungen zu denken, und a priori objective Gültigkeit haben.“ Ohne Kategorien gibt es überhaupt keine Einheit der Vorstellungen, also auch keine objective, keinen Gegenstand (S. 101 ff., 2. Aufl. § 20, S. 740).

Es ist jetzt einmal bewiesen, daß die Kategorien unerläßliche Bedingungen aller Gegenstände der Erfahrung sind. Ferner ist es sogar einleuchtend, daß sie als synthetische Handlungsweisen der Vernunft den Gegenstand machen. Aber die Frage, wie nun Erfahrung mittels der Kategorien möglich ist, wie durch sie die Synthesis zur Synthesis a priori, die Einheit der Wahrnehmungen zum Gegenstand wird, das muß noch näher erörtert werden, und hierbei wird sich auch die Stellung der Kategorien zur productiven Einbildungskraft ergeben<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Kant selbst hat diesen Theil der Deduction (Vorrede S. 10 u.



Es handelt sich um den dritten Hauptpunkt bei der Synthesis a priori, um ihre Objectivität. Kant trennt in der äußeren Eintheilung der Deduction die objective Einheit der Vorstellungen nicht immer genau von ihrer Einheit überhaupt<sup>1)</sup>. In der That aber ist dieser Unterschied überall im Sinne der Darstellung enthalten und ist eigentlich dasjenige, worauf es bei der ganzen Analytik am meisten ankommt. Nun finden sich zur Ableitung des gegenständlichen Charakters der Synthesis verschiedene Ansätze: in der Nummer von der Recognition, in der vorläufigen Erklärung über die Kategorien und die Hauptsache im letzten Abschnitt der Deduction. Die Wiederholungen und die Unterbrechungen des stetigen Fortgangs durch solche neue Ansätze tragen viel zur Schwierigkeit dieses Theils der Kritik bei, und darum ist derselbe, namentlich seit Schopenhauer, oft für „verworren, dunkel und schwankend“ verschrien worden. Es läßt sich auch wirklich nicht leugnen, daß die Analytik an Klarheit und Einfachheit der Aesthetik weit nachsteht. Der Hauptgrund aber, warum diese Darstellung so schwierig ist, liegt in der unermesslichen Tiefe der Sache selbst, wie denn auch der Philosoph in der Vorrede bemerkt, daß dieses Stück Arbeit ihn die meiste Mühe gekostet habe. — Am klarsten ergibt sich die Allgemeinheit und Nothwendigkeit in der Synthesis unsrer Vorstellungen, wenn

11, metaph. Anfangsgründe der Naturwissenschaft (Rosentz. V), Vorrede, S. 313, Anmkt.) für in Betreff seines kritischen Hauptzwecks nicht nothwendig erklärt; aber die Kantische Lehre hat eine Fortbildung erfahren, welche gerade diese Punkte wichtig erscheinen läßt.

<sup>1)</sup> Vgl. S. 77/8, wo als zur Erkenntniß nöthige Momente aufgezählt werden: Das Mannfaltige der Anschauung, die Synthesis der Einbildungskraft und die Begriffe, welche derselben Einheit geben, eine Einheit, die nicht näher bezeichnet, noch im gleichen Satze aber eine nothwendige genannt wird; ebenso S. 90.

man der Zusammenfassung der Deduction in deren drittem Abschnitt<sup>1)</sup> folgt. Nach Kants eigener Erklärung sollen jene vier Nummern von der Synthesis mehr vorbereiten als unterrichten, dieser letzte Theil dagegen „die Erörterung dieser Elemente des Verstandes allererst systematisch vorstellen“ („Vorläufige Erinnerung“ S. 92 u. 93).

Im Sinne, wenn man denselben bloß für sich betrachtet, erscheint uns ein Mannfaltiges von zerstreuten und einzelnen Wahrnehmungen. Die Einbildungskraft verbindet diese Elemente in der Apprehension zu einem Bilde. Ein solches ist aber als ein Zusammenhang von Eindrücken nur dann möglich, wenn die Einbildungskraft eine Wahrnehmung zur andern mitnehmen und mit dieser zusammen vorstellen kann, d. h. wenn sie ein reproductives Vermögen ist. Diese Reproduction aber darf keine unterschiedslose sein, sondern muß nach einer Regel vor sich gehen; sonst würden sich im Gemüth statt einer Erkenntnißwelt nur „regellose Haufen“ von Vorstellungen befinden. Eine Wahrnehmung darf nicht mit jeder beliebigen, sondern nur mit einer bestimmten andern sich verbinden und dieselbe reproduciren. Den Grund dieser zunächst nur subjectiven und empirischen Vereinigung nennt man die Association der Vorstellungen. Das Vermögen der Association aber beweist noch nicht, daß die Erscheinungen selbst associabel sind, und eine bloß beliebige und zufällige Reihe von Vorstellungen ist noch kein Gegenstand. Soll eine allgemeine Erkenntniß von Gegenständen möglich sein, so müssen die Erscheinungen selbst die Association und Reproduction bestimmen; sie müssen sich unter einander so verhalten, daß sich ihre Apprehension in eine synthetische

<sup>1)</sup> „Von dem Verhältnisse des Verstandes zu Gegenständen überhaupt und der Möglichkeit, diese a priori zu erkennen.“ S. 105—115.

Einheit des Bewußtseins schickt und für alles und jedes Bewußtsein gilt. Dieser objective Grund aller Association, diese Verwandtschaft unter den Erscheinungen heißt deren „transcendentale Affinität“ (S. 103 u. 4, S. 108 ff.). Aus ihr folgt erst die Möglichkeit der subjectiven Vereinigung, die empirische Affinität, welche sich in der gewöhnlichen Reproduction einer Vorstellung bei Gelegenheit der andern zeigt.

Die allgemeine Bedingung, unter der man ein Manchfaltiges vereinigen kann, ist eine Regel, die, nach welcher man es vereinigen muß, ein Gesetz. Die Erscheinungen müssen also selbst eine Gesetzmäßigkeit in sich haben. Das aber will nichts Anderes heißen, als daß wir gezwungen sein müssen, sie nur in einer bestimmten Ordnung zu apprehendiren, worin allein nach der oben gegebenen Definition der Gegenstand besteht. Die Einheit des Erfahrungsobjekts ist nimmer begreiflich, „wenn die Anschauung nicht durch eine solche Function der Synthesis nach einer Regel hat hervorgebracht werden können, welche die Reproduction des Manchfaltigen a priori nothwendig und einen Begriff, in welchem dieses sich vereinigt, möglich macht“ (S. 98). Die reproductive Synthese der Einbildung setzt eine ursprüngliche Synthese nach Gesetzen voraus, eine productive Synthesis a priori. Dies ist das letzte Moment, welches die Deduction zu begründen hat.

Die Quelle aller Einheit in den Vorstellungen ist die transcendente Apperception. Sie allein kann daher auch der Grund der Affinität sein. Und sie muß derselbe sein, weil sie als synthetische Einheit des Bewußtseins selbst nicht möglich wäre, wenn die Erscheinungen nicht reproducibel wären oder in einer Affinität stünden. Ohne transcendente Apperception keine Reproduction. Denn es wäre ohne ein bleibendes, iden-

tisches Bewußtsein nicht nur unmöglich, daß Vorstellungen im Gemüthe aufbewahrt würden und mit andern zusammenhängen; sondern es gäbe ohne ein solches reines Selbstbewußtsein überhaupt keine Erscheinungen für uns. Darum müssen alle Erscheinungen den synthetischen Formen der Apperception unterliegen, in ihr verknüpft werden können<sup>1)</sup>. Aber ohne Reproduction (Affinität) auch keine transcendente Apperception, weil nur im Zusammenhange aller seiner verschiedenen Vorstel-

<sup>1)</sup> „Alle Anschauungen sind für uns nichts, und gehen uns nicht im Mindesten etwas an, wenn sie nicht in's Bewußtsein aufgenommen werden können, sie mögen nun direct oder indirect darauf einfließen, und nur durch dieses allein ist Erkenntniß möglich. Wir sind uns a priori der durchgängigen Identität unserer selbst in Ansehung aller Vorstellungen, die zu unserem Erkenntniß jemals gehören können, bewußt, als einer nothwendigen Bedingung der Möglichkeit aller Vorstellungen (weil diese in mir doch nur dadurch etwas vorstellen, daß sie mit allem Andern zu Einem Bewußtsein gehören, mithin darin wenigstens müssen verknüpft werden können)“ S. 106. Ferner ebbsst. Anmgt.: „Alle Vorstellungen haben eine nothwendige Beziehung auf ein mögliches empirisches Bewußtsein: denn hätten sie dieses nicht, und wäre es gänzlich unmöglich, sich ihrer bewußt zu werden; so würde das soviel sagen, sie existirten gar nicht. Alles empirische Bewußtsein hat aber eine nothwendige Beziehung auf ein transcendentes (vor aller besondern Erfahrung vorhergehendes) Bewußtsein, nämlich das Bewußtsein meiner Selbst, als die ursprüngliche Apperception. Es ist also schlechthin nothwendig, daß in meinem Erkenntnisse alles Bewußtsein zu einem Bewußtsein (meiner Selbst) gehöre . . . . Der synthetische Satz, daß alles verschiedene empirische Bewußtsein in einem einigen Selbstbewußtsein verbunden sein müsse, ist der schlechthin erste und synthetische Grundsatz unseres Denkens überhaupt“. Und S. 111: „Die objective Einheit alles (empirischen) Bewußtseins in einem Bewußtsein (der ursprünglichen Apperception) ist also die nothwendige Bedingung sogar aller möglichen Wahrnehmung“.

lungen das Ich sich seiner numerischen Identität bewußt wird. Da also ohne Selbstbewußtsein keine Erscheinungen existiren, das Selbstbewußtsein aber nur dann möglich ist, wenn es allen seinen Inhalt, die Erscheinungen, verknüpft, so ist die Affinität dieser Erscheinungen nothwendig. Sie ist ganz dasselbe wie das Bewußtsein der Identität der Vernunft bei allen Erscheinungen, und die Form, in welcher die Vernunft sich ihrer eignen Einheit bewußt wird, ist das Gesetz, nach welchem die Erscheinungen allgemein und nothwendig zusammenhängen, d. h. zu Gegenständen und zur Natur werden<sup>1)</sup>. Was überhaupt im Selbstbewußtsein erscheint, ist eben-

<sup>1)</sup> „Eben diese transcendente Einheit der Apperception macht aber aus allen möglichen Erscheinungen, die immer in einer Erfahrung beisammen sein können, einen Zusammenhang aller dieser Vorstellungen nach Gesetzen, denn diese Einheit des Bewußtseins wäre unmöglich, wenn nicht das Gemüth in der Erkenntniß des Mannfaltigen sich der Identität der Function bewußt werden könnte, wodurch sie dasselbe synthetisch in einer Erkenntniß verbindet. Also ist das ursprüngliche und nothwendige Bewußtsein der Identität seiner selbst zugleich ein Bewußtsein einer eben so nothwendigen Einheit der Synthesis aller Erscheinungen nach Begriffen, d. i. nach Regeln, die sie nicht allein nothwendig reproducibel machen, sondern auch dadurch ihrer Anschauung einen Gegenstand bestimmen, d. i. den Begriff von Etwas, darin sie nothwendig zusammenhängen: denn das Gemüth könnte sich unmöglich die Identität seiner selbst in der Mannfaltigkeit seiner Vorstellungen und zwar a priori denken, wenn es nicht die Identität seiner Handlung vor Augen hätte, welche alle Synthesis der Apprehension (die empirisch ist) einer transcendentalen Einheit unterwirft, und ihren Zusammenhang nach Regeln a priori zuerst möglich macht“ S. 100. — „Nämlich diese durchgängige Identität der Apperception eines in der Anschauung gegebenen Mannfaltigen enthält die Synthesis der Vorstellungen, und ist nur durch das Bewußtsein dieser Synthesis möglich ....

dadurch nach Gesetzen vereinigt oder objectiv, weil sonst das Selbstbewußtsein aufgehoben wäre.

Ein Selbstbewußtsein, welches sich als dies Eine in allem Wechsel festhält und damit von allem Inhalt unterscheidet, ist die Bedingung, unter der überhaupt etwas erscheinen kann; es ist dasjenige, dem etwas erscheint. Indem nun dieses Bewußtsein seine Identität bei allen Erscheinungen wahrt, sind diese nothwendig verknüpft. Wären sie es nicht, so wäre ja jene Einheit des Bewußtseins zerstört; was aber nur unter Voraussetzung dieser Einheit existirt, muß ihr eben damit entsprechen. Die Apperception ist also Bedingung der Erscheinungen und ihrer Verknüpfung oder Affinität. Es ist aber kein Kreis, wenn bei Kant auch diese letztere wieder als Bedingung der Apperception selbst angesehen wird<sup>1)</sup>. Denn nicht in gleichem Sinn bedingen sich beide. Das reine Bewußtsein ist der erzeugende Grund, die Ursache der Affinität, es macht dieselbe; diese hingegen macht nicht das reine Bewußtsein, sondern ist, sobald überhaupt Erscheinungen da sind, nur eine Bedingung, unter der allein Identität des Bewußtseins bestehen kann, deren Nichterfüllung die Einheit der Apperception aufheben würde. So lautet die logische Analyse dieses Verhältnisses. Einfacher aber drückt man die Sache so aus, wie oben geschehen, wenn man nämlich sagt: die objective Einheit der Erscheinung nur dadurch, daß ich ein Mannfaltiges gegebener Vorstellungen in einem Bewußtsein verbinden kann, ist es möglich, daß ich mir die Identität des Bewußtseins in diesen Vorstellungen selbst vorstelle“ S. 733.

<sup>1)</sup> z. B. S. 734: „Synthetische Einheit des Mannfaltigen der Anschauungen als a priori gegeben ist also der Grund der Identität der Apperception selbst, die a priori allem meinem bestimmten Denken vorhergeht“.



nungen im Bewußtsein ist nichts Anderes als die nothwendige Einheit des Bewußtseins bei diesen Erscheinungen. Im Selbstbewußtsein kann es nur verknüpfte Erscheinungen geben. — Ob damit die ganze Frage gelöst ist, ob nicht in einem gewissen Sinne, wenn man Kant consequent nimmt, die Erscheinungen auch unabhängig vom Selbstbewußtsein schon eine Affinität haben müssen, dies zu erörtern, gehört nicht in die historische Darstellung von Kants Lehre, sondern in die Kritik derselben.

Wenn nun die Identität des Bewußtseins sich als Zusammenhang der Erscheinungen kundgeben soll, so muß sie in die Synthesis des Mannfaltigen „nothwendig hineinkommen“. Die Synthesis der Einbildung in der Apperception muß selbst schon den Gesetzen des reinen Bewußtseins unterworfen sein; sie muß die nothwendige (objective) Einheit aller Vorstellungen zu ihrer „transcendentalen Function“ haben, und insofern heißt sie reine, transcendente Synthesis der productiven Einbildungskraft. Die synthetische Einheit der Apperception „setzt eine Synthese voraus oder schließt sie ein, und soll jene a priori nothwendig sein, so muß auch letztere eine Synthesis a priori sein“<sup>1)</sup>. Dies ist nun die auf Princi-

<sup>1)</sup> „Da nun diese Identität“ (des Selbstbewußtseins) „nothwendig in die Synthesis alles Mannfaltigen der Erscheinungen, so ferne sie empirische Erkenntniß werden soll, hinein kommen muß, so sind die Erscheinungen Bedingungen a priori unterworfen, welchen ihre Synthesis (der Apperception) durchgängig gemäß sein muß“ S. 104. — „Nach diesem“ (Grundsatz von der Einheit der Apperception) „müssen durchaus alle Erscheinungen so in's Gemüth kommen oder apphrendirt werden, daß sie zur Einheit der Apperception zusammenstimmen, welches ohne synthetische Einheit in ihrer Verknüpfung, die mithin auch objectiv nothwendig ist, unmöglich sein würde“ S. 110. —

prien a priori gegründete Synthese, wie sie oben als Grundthema aller theoretischen Transcendentalphilosophie aufgestellt wurde.

Die charakteristischen Merkmale dieser productiven Synthesis der Einbildungskraft ergeben sich sämmtlich aus ihrer transcendentalen Function, der Möglichkeit des Selbstbewußtseins, als der nothwendigen Einheit alles Erscheinenden, als der Quelle der Erfahrungsgegenstände. Die Einheit der Apperception ist in Beziehung auf die Synthese der Einbildungskraft der Verstand und in Beziehung auf ihre transcendente Synthese der reine Verstand (S. 108). Durch ihre Abhängigkeit vom reinen Bewußtsein wird demnach die Function der Einbildung, welche an und für sich das Mannfaltige nur nach seiner Erscheinung in Raum und Zeit verknüpft (vgl. S. 39 u. S. 43 in dies. Abhdlg.), eine intellectuelle. Die bloß sinnliche Verbindung (Synopsis) ist hier mit der bloßen Verstandeseinheit in Eines verschmolzen, nämlich in eine „figürliche“ Synthese (synthesis speciosa)<sup>1)</sup>. Trans-

„Die Einbildungskraft ist also auch ein Vermögen einer Synthesis a priori, weßwegen wir ihr den Namen der productiven Einbildungskraft geben, und so ferne sie in Ansehung alles Mannfaltigen der Erscheinung nichts weiter als die nothwendige Einheit in der Synthesis derselben zu ihrer Absicht hat, kann diese die transcendente Function der Einbildungskraft genannt werden“ S. 111. Vgl. oben S. 50.

<sup>1)</sup> „Diese Apperception ist es nun, welche zu der reinen Einbildungskraft hinzukommen muß, um ihre Function intellectuell zu machen. Denn an sich selbst ist die Synthesis der Einbildungskraft, obgleich a priori ausgeübt, dennoch jederzeit sinnlich, weil sie das Mannfaltige nur so verbindet, wie es in der Anschauung erscheint, z. B. die Gestalt eines Triangels“ S. 111; vgl. S. 77: „Die Synthesis überhaupt ist die bloße Wirkung der Einbildungskraft . . . . Allein diese Syn-

scendental ist diese Synthese ebenfalls durch ihre Untertrennlichkeit von der Apperception; denn „da diese letztere der Möglichkeit aller Erkenntnisse zum Grunde liegt, so ist die transcendente Einheit der Synthesis der Einbildungskraft die reine Form aller möglichen Erkenntniß, durch welche mithin alle Gegenstände der Erfahrung vorgestellt werden müssen“ (S. 107). Sie ist eine productive Synthese, im Unterschied von der reproductiven Einbildung, wiederum nur dadurch, daß sie an die Gesetze des reinen Bewußtseins direct gebunden ist. Die reproductive Synthesis richtet sich nur nach empirischen Regeln der Association und zählt deshalb nicht zu den Objecten der Transcendentalphilosophie, sondern zu denen der Psychologie (S. 107, 109, 747). Selbst als transcendente Handlung des Gemüths (S. 96) jedoch setzt sie einen objectiven Grund voraus, einen innern Zusammenhang in den zu reproducirenden Elementen der (reinen oder empirischen) Anschauung, die transcendente Affinität derselben. Letztere aber wird nur durch die ursprüngliche Aufnahme der Erscheinungen in's Selbstbewußtsein oder — da dies klingen könnte, als sei das Selbstbewußtsein eine leer dastehende und erst mit Stoff

thesis auf Begriffe zu bringen, das ist eine Funktion, die dem Verstande zukommt, und wodurch er uns allererst Erkenntniß in eigentlicher Bedeutung verschafft“. — Die Bezeichnung „figürliche Synthese“ stammt aus der zweiten Ausgabe (Kosentz. S. 746). Die bloße Verstandesverbindung in der Kategorie heißt „synthesis intellectualis“; ihr steht gegenüber „der innere Sinn“, d. h. die bloße Form der Anschauung, „aber ohne Verbindung des Mannichfaltigen in derselben“; eine bestimmte Anschauung entsteht erst „durch das Bewußtsein der Bestimmung des innern Sinnes durch die transcendente Handlung der Einbildungskraft (synthetischer Einfluß des Verstandes auf den innern Sinn)“, in jener figürlichen Synthesis (S. 748).

zu erfüllende Form — durch die ursprüngliche Verknüpfung der Eindrücke nach Gesetzen des reinen Bewußtseins hervorgebracht<sup>1)</sup>. Und diese reine und ursprüngliche Synthese nun heißt, weil durch sie aus einer Folge von Eindrücken, die ohne Verknüpfung in der Apperception nur subjectiv wäre, eine objective Ordnung reproducibler Erscheinungen, d. h. Gegenstände der Erfahrung, eine Natur, eine Welt erst entstehen: die productive Synthese der Einbildungskraft.

Was für Mannichfaltiges durch sie verknüpft wird, ist ganz einerlei und läßt sich nur empirisch feststellen; daß aber, was auch vereinigt werde, nach einem Gesetze zusammenhängt und darum nicht anders vereinigt werden kann, als es in der That vereinigt ist: dies allein gibt der Reihe der Wahrnehmungen in unsrer Apprehension ihre Objectivität, und dieses formale Geschäft allein ist die transcendente Aufgabe der productiven Einbildungskraft<sup>2)</sup>.

Nun ist die Form des reinen Bewußtseins, die Verstandeseinheit, durch welche die Wahrnehmungen verbunden werden, die Kategorie (S. 112 ff. vgl. oben S. 46), deren objective Geltung mit dem Eingehen der Identität des Bewußtseins in die Erscheinungen selbst vollständig deducirt ist. Die Kategorien also sind die Gesetze der Einbildungskraft, die notwendigen Handlungsweisen, welche ihr durch ihre Beziehung auf die reine Apperception vorgeschrieben sind; den Ka-

<sup>1)</sup> Vgl. S. 111: „Es ist daher zwar befremdlich“ u. s. w.

<sup>2)</sup> Darum heißt es S. 107, die Synthese des Mannichfaltigen in der Einbildungskraft sei transcendental, wenn „ohne Unterschied der Anschauungen“ sie auf nichts als auf „die Verbindung des Mannichfaltigen a priori“ gehe. Kant ist in diesem Punkte (namentlich beim Begriff der Causalität) höchst selten verstanden worden.

ategorien gemäß verknüpft sie die Elemente der Anschauung in den Formen von Raum und Zeit zu einem Zusammenhang von Gegenständen <sup>1)</sup>).

Aller Erkenntnißstoff muß also durch die synthetische Wirksamkeit der Einbildungskraft nach Kategorien in den Verstand kommen, und letzterer kann nur durch diese Synthese seinen Einfluß auf die Erscheinungen ausüben. Durch die productive Einbildungskraft ist der Verstand der Gesetzgeber der Natur; sie überträgt seine Einheit, die Kategorie, auf die Anschauungen und gibt ihr dadurch objective Realität; in ihr ist, wie Hegel sagt, „die Kategorie in die Ausdehnung versenkt“ <sup>2)</sup>. Der Verstand selbst ist bloß das Vermögen der Regeln oder, sofern diese objectiv sind, der Gesetze (§. 113); die Einbildungskraft wendet dieselben erst auf Erscheinungen an. Sie also stellt, indem sie die sinnlichen Eindrücke verknüpft und dabei selbst der Gesetzgebung des reinen Bewußtseins unterworfen ist, zwischen den getrennten Erkenntnißquellen der Sinnlichkeit und des Verstandes

<sup>1)</sup> Um der Kantischen Darstellung treu zu bleiben, muß man immer noch eine gewisse Trennung von Apperception und Einbildungskraft in der Weise festhalten, als ob erstere bloß eine für sich vor allem empirischen Inhalt existirende, nicht in der Handlung der Synthesis selbst als deren Einheit, als Kategorie, sich erzeugende Form sei; dazu nöthigt die ganze Anschauungsweise, nach welcher der Verstand als Gesetzgeber der Natur (d. h. des Erfahrungsacts) betrachtet werden soll. Das Bedürfniß, sich den ganzen Erkenntnißproceß synthetisch vorzustellen und die natürliche Einheit desselben nicht aus den Augen zu verlieren, geräth hier stets in Conflict mit der Nothwendigkeit des Auseinanderhaltens der verschiedenen Erkenntnißelemente, wie eine „Analytik“ sie mit sich bringt; durch den falschen Schein, den dies trennende Verfahren des Kritikers zuweilen auf seine Lehre wirft, darf man sich aber über den einheitlichen Sinn derselben nicht täuschen lassen.

<sup>2)</sup> „Glauben u. Wissen“ u. f. w. S. W. I, S. 42.

des eine nothwendige Vereinigung her. Und so ist sie in der Erschaffung der Objecte durch die Vernunft die mittlere Potenz, in dem ganzen positiven Theile der Kritik das bindende Mittelglied.

Durch diese Lehre von der transcendentalen Apperception und der mit ihr verbundenen productiven Einbildungskraft ist der von Hume angeregte Zweifel gehoben. Bis zur Affinität der Erscheinungen war der Skeptiker in der Erklärung der Erfahrung zurückgegangen und hatte aus ihr die Einbildungen der allgemeinen und nothwendigen Begriffe hergeleitet. Aber die Affinität ist selbst schon ein gesetzmäßiger, für Alle gleich gültiger Zusammenhang der Eindrücke, nämlich ihre Anordnung nach Begriffen durch die Thätigkeit der Einbildungskraft. Humes Voraussetzung enthält schon, was er leugnen will; eine Realität schaffende Einbildung bereitet allem Trug einer täuschenden Phantasie erst den Boden. — Welche Erscheinungen im Verhältniß von Ursache und Wirkung stehn oder sich verhalten wie Ding und Eigenschaft, das wird allerdings zuerst aus der Erfahrung erkannt, in welcher gerade diese bestimmten Erscheinungen sich zu einander gesellt finden. Aber daß diese Gesellschaft von uns nicht für ein zufälliges Gebilde unsrer Phantasie, sondern für etwas uns Zwingendes, etwas uns Widerstehendes gehalten wird, ist nur dadurch erklärlich, daß wir die Erscheinungen schon nach einem für jedes Bewußtsein geltenden Gesetze apprehendiren. Ohne Kategorien gäbe es keine objective Verwandtschaft unter den Impressionen. Da aber Erscheinungen doch nur für ein Bewußtsein vorhanden sind, so darf es auch kein skeptisches Befremden erregen, wenn sie den Gesetzen dieses Bewußtseins unterliegen. Zufällig ist, wie Kant (§. 591) unterscheidet, die Bestimmung nach dem Gesetze, aber nicht das

Gesetz selbst. Wäre dieses nicht ursprünglich, so gäbe es auch keine empirische Bestimmung.

In der Deduction der Kategorien ist die Frage nach der objectiven Geltung derselben gelöst: sie dürfen in aller Erfahrung angewandt werden, weil sie dieselbe machen. Zur Einbildungskraft verhalten sie sich so, daß sie ihre Synthese zu einer gesetzmäßigen, zu einer Synthesis a priori machen; sie sind die nothwendigen Handlungsweisen, durch welche diese geistige Thätigkeit aus einer Reihe von Wahrnehmungen ein objectives Bild, einen Gegenstand erzeugt. Die Synthesis a priori ist nachgewiesen und damit die Bedingung erfüllt, von welcher die Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori abhängt. Nach diesen Urtheilen muß jetzt gefragt werden. Die Entdeckung und Deduction der Kategorien war die Aufgabe der „Analytik der Begriffe“; die Bildung allgemeiner synthetischer Urtheile durch die Urtheilskraft wird erörtert in der „Analytik der Grundsätze“ (oder „transcendentalen Doctrin der Urtheilskraft“).

Die Kategorien, als Gesetze der Synthesis, sollen im synthetischen Urtheil a priori auf alle Erfahrung angewandt werden. Sie dürfen es, nachdem die Schwierigkeit gehoben ist, daß subjective Bedingungen des Denkens sollten objective Gültigkeit haben. Ob sie auch thatsächlich angewandt werden können, ist damit noch nicht festgestellt. Sinnlichkeit und Verstand sind streng gesonderte Vermögen des Gemüths; die Kategorien sind Verstandesbegriffe, die Erscheinungen sinnliche Anschauungen. Die Urtheilskraft soll das Sinnliche unter rein intellectuelles subsumiren. Eine solche Subsumtion aber verlangt Gleichartigkeit des Begriffs mit der ihm unterzuordnenden Vorstellung. Diese Gleichartigkeit scheint hier nicht vorhanden zu sein! Nun setzt jedes Erfahrungsurtheil, weil es nur durch

Anwendung von Kategorien aus einer bloßen Verbindung von Wahrnehmungen zu einer allgemeingültigen Erkenntniß wird, voraus, daß seine Elemente, wenn auch nur unbewußt, unter Kategorien subsumirt worden sind. Die Thatsache der Subsumtion steht also mit der Erfahrung fest. Und darum muß auch irgend eine Gleichartigkeit, irgend ein vermittelndes Glied zwischen Kategorie und Erscheinung existiren<sup>1)</sup>.

Nun war es die productive Einbildungskraft, durch welche die Kategorien als Formen des reinen Bewußtseins in die Erscheinungen hineinkamen, oder, genauer gesagt, in ihr waren Begriff und Anschauung ursprünglich bei einander; sie war das mittlere Vermögen, durch dessen „transcendentale Function“ beide äußerste Enden, nämlich Sinnlichkeit und Verstand, nothwendig zusammenhiengen.“ Sie ist also die Thätigkeit des Geistes, welche bei der Beziehung der ungleichartigen Erkenntniselemente, der Anschauung und des reinen Begriffs, sich in einer verbindenden Handlung äußern muß.

Nun sind die Kategorien nichts als Regeln oder besser Gesetze der Synthesis eines ihnen gegebenen Mannichfaltigen. Sie setzen das letztere voraus und sind ohne dasselbe nur leere Formen des geistigen Handelns. Das Mannichfaltige aber erscheint nur in den reinen Anschauungen und zwar alles ohne Ausnahme in der Form der Zeit. An diese war darum auch die Einbildungskraft gebunden. Die Vorstellung der Zeit nun und jede etwa zur Möglichkeit der Erfahrung nöthige nähere Bestimmung

<sup>1)</sup> Wenn hier von „Subsumtion“ unter die Kategorien die Rede ist, so muß man nicht etwa denken, daß Kant die Kategorien dasselbe sind wie allgemeine oder Gattungsbegriffe. Sie sind „Handlungen des reinen Denkens,“ und unter sie etwas subsumiren heißt durch diese Handlungen etwas denken.



derselben, also jede „transcendentale Zeitbestimmung“, hat mit der Kategorie die Allgemeinheit und Nothwendigkeit oder die Gestalt a priori und mit den empirischen Anschauungen die Sinnlichkeit gemein. Wie die Kategorien ist die Zeit eine reine Vorstellung, und zugleich ist sie in jeder Anschauung enthalten. Das vermittelnde Glied zwischen Kategorie und Anschauung wird demnach in einer transcendentalen Bestimmung der Zeit durch die productive Einbildungskraft bestehn.

Diese verzeichnet nämlich die in der Kategorie abstract gedachte Regel der Verknüpfung ganz allgemein und flüchtig in der reinen Anschauung der Zeit. Sie erschafft eine Vorstellung, welche keinerlei empirische Bestimmtheit enthält, aber auch nicht mehr bloß intellectuell, sondern sinnlich ist. Dieselbe ist gar nichts Anderes als die reine Form ihrer eignen halb anschaulichen, halb logischen Wirksamkeit, welche sie in der Verbindung der Erscheinungen zu Objecten entwickelt und die auch auf einer höheren (logisch späteren) Stufe der geistigen Thätigkeit, beim bewußten Urtheil, leise zum Vorschein kommt. Dieses Product der Einbildungskraft ist ein „transcendentales Schema“ der Kategorie, „das Verfahren des Verstandes mit diesen Schematen der Schematismus des reinen Verstandes“, und demgemäß benennt Kant das erste Hauptstück in der Analytik der Grundsätze den „Schematismus der reinen Verstandesbegriffe“ (S. 122—130).

Das Schema ist zu unterscheiden vom Bilde. Es ist „mehr die Vorstellung einer Methode, einem Begriffe gemäß irgend welche Anschauungen in einem Bilde vorzustellen“, während das Bild schon völlig sinnlich bestimmt, eine Anschauung, eine einzelne Vorstellung ist, die der Allgemeinheit des Begriffs nicht mehr gleich kommt. Jenes ist nur „die Vorstellung von

einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriffe sein Bild zu verschaffen.“ „Dieser Schematismus unseres Verstandes, in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form, ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden. So viel können wir nur sagen: das Bild ist ein Product des empirischen Vermögens der productiven Einbildungskraft, das Schema sinnlicher Begriffe ein Product und gleichsam ein Monogramm der reinen Einbildungskraft a priori, wodurch und wonach die Bilder allererst möglich werden, die aber mit dem Begriffe nur immer vermittelt des Schema, welches sie bezeichnen, verknüpft werden müssen, und an sich demselben nicht völlig congruiren. Dagegen ist das Schema eines reinen Verstandesbegriffs etwas, was in gar kein Bild gebracht werden kann, sondern ist nur die reine Synthesis, gemäß einer Regel der Einheit nach Begriffen überhaupt, die die Kategorie ausdrückt, und ist ein transcendentales Product der Einbildungskraft, welches die Bestimmung des innern Sinnes überhaupt, nach Bedingungen ihrer Form (der Zeit), in Ansehung aller Vorstellungen, betrifft, so ferne diese der Einheit der Apperception gemäß a priori in einem Begriff zusammenhängen sollten“ (S. 125/6).

Die Schemata sind Zeitbestimmungen nach Regeln. Entsprechend den vier Klassen von Kategorien, der Quantität, Qualität, Relation und Modalität, wird die Zeit bestimmt als Zeitreihe, Zeitinhalt, Zeitordnung und Zeitinbegriff. Das Schema der Quantität ist die Zahl, die synthetische Einheit der Addition von gleichen Theilen durch Erzeugung der Zeitreihe selbst in der Apprehension der Anschauung. Der Qualität entspricht der Zeitinhalt; Realität erfüllt die Zeit in einem



höheren oder geringeren Grade; Negation läßt sie leer; die continuirliche Erzeugung oder Abnahme dieses die Zeit erfüllenden Etwas, d. h. die Vorstellung der Zeiterfüllung ist das Schema der Dualität. Der Relation entspricht die Ordnung der Erscheinungen in der Zeit: die Substanz wird versinnlicht durch den Gedanken eines Substrats der empirischen Zeitbestimmung, welches beharrt, während das Uebrige wechselt, die Causalität durch die Vorstellung einer gesetzmäßigen Succession und die Wechselwirkung durch die eines gesetzmäßigen Zugleichseins. In der Zeit begriffen sind die Objecte entweder so, daß sie zu irgend einer Zeit sein können, indem sie sich überhaupt mit den Bedingungen der Zeit vertragen, z. B. insofern Entgegengesetztes in einem Subject nur successiv, nicht zugleich stattfinden kann; diese Uebereinstimmung ist das Schema der Möglichkeit; oder so, daß sie in einer bestimmten Zeit sind — Wirklichkeit; oder endlich so, daß ihr Dasein für alle Zeit gilt — Nothwendigkeit.

Das Princip aller dieser Schemata liegt in der Correspondenz zwischen dem innern Sinne als Form aller Anschauungen und dem reinen Bewußtsein, welche durch die productive Einbildung vermittelt wird. Die Schemata realisiren die Kategorien, indem sie dieselben freilich zugleich auf die Sinnlichkeit restringiren. Die Kategorie reicht zwar weiter als das Schema und könnte in einem nicht mehr immanenten, sondern transscendenten Gebrauche über die Sinnlichkeit hinaus als Einheit etwaiger Vorstellungen dienen; allein sie hat dann keinen Inhalt mehr, den sie nur in der Erfahrung gewinnen kann; nur auf solche bezogen, hat sie „transscendentale Wahrheit“. Was bleibt von dem Begriffen der Substanz übrig, wenn das Schema der Beharrlichkeit wegfällt? Nichts als eine bloß logische Bestimmung, daß etwas nur als Subject und nicht als Prädicat von etwas Anderem

gebraucht werden kann, und das ist so gut wie gar nichts, wenn man nach dem Erkenntnißwerth der Vorstellungen fragt.

Zu dieser Lehre von den Schemata ist noch anzumerken, daß dieselben keineswegs für die Kategorien allein, sondern ebenfogut für die Gattungsbegriffe gebraucht werden, sowohl für die Begriffe der reinen (mathematischen), als für die der empirischen Anschauungen. Bei räumlichen Gegenständen scheint nach Kant das Schema eine allgemeine Construction der Einbildungskraft nicht in der Zeit, sondern im Raume zu sein. Auf diese erweiterte Geltung weisen wenigstens die Beispiele hin. Denn dem Bilde des Dreiecks, welches entweder ein rechtwinkeliges oder ein schiefwinkeliges etc., immer eines von zwei entgegengesetzten Prädicaten sein muß, d. h. eine ganz bestimmte Anschauung, die den Umfang des allgemeinen Begriffs bei weitem nicht erreicht, stellt Kant das Schema desselben gegenüber, das „nur in Gedanken existiren kann und eine Regel der Synthesis der Einbildungskraft in Ansehung reiner Gestalten im Raume bedeutet.“ Auch für empirische Abstracta nimmt er die Schemata an; z. B. wäre der Begriff eines Hundes „eine Regel, nach welcher die Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Thieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine besondere Gestalt, die uns die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, das man in concreto darstellen kann, eingeschränkt zu sein.“

Fichte hat im „Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre“ (S. W. I, S. 387) den Schematismus verworfen in folgender Aeußerung: „Kant, der die Kategorien ursprünglich als Denkformen erzeugt werden läßt, und der von seinem Gesichtspunkte aus daran völlig Recht hat, bedarf der durch die Einbildungskraft entworfenen Schemata, um ihre Anwendung auf Objecte möglich zu machen; er läßt sie demnach ebensowohl,

als wir, durch die Einbildungskraft bearbeitet werden, und derselben zugänglich sein. In der Wissenschaftslehre entstehen sie mit den Objecten zugleich, und, um dieselben erst möglich zu machen, auf dem Boden der Einbildungskraft selbst.“ Wenn Fichte an dieser Stelle so spricht, als ob nicht auch bei Kant Object und Kategorie in irgend einer Weise ursprünglich schon beisammen wären, so thut er dem Geiste der Kantischen Philosophie, den gerade er doch sonst so ausdrücklich von ihrem Buchstaben zu unterscheiden weiß, sicherlich Unrecht. Hat er doch selbst gegen das „Glaubensbekenntniß“ der Kantianer, nach welchem „die Begriffe a priori im menschlichen Geiste vor der Erfahrung, etwa als leere Fächer dastünden und warteten, bis diese letztere etwas in sie hineinstellte,“ sich höchst energisch ausgelassen und über dies „Waffeleisen der Formen“ öfters gespottet<sup>1)</sup>. In der transcendentalen Synthese der Einbildungskraft, durch welche das Erfahrungsobject entsteht, ist die Einheit von Kategorie und Object thatsächlich, und die Anwendung der Kategorie auf Objecte, sofern diese letzteren Gegenstände der Erfahrung im Sinne der transcendentalen Logik sind, unterliegt bei Kant keinen größern Schwierigkeiten als bei Fichte selbst.

Wenn nun aber doch der Schematismus wie eine äußere Vermittelung zweier ursprünglich getrennten Bestandtheile der Erkenntniß auftritt, so ist dies allerdings daraus zu erklären, daß Kant Erscheinungen, welche noch nicht Erfahrungsobjecte sind, Anschauungsobjecte ohne alles Zuthun des Verstandes, für etwas Denkbares hält<sup>2)</sup>. Das Geschäft des Kritikers forderte die ge-

<sup>1)</sup> S. W. II, S. 365, 476 u. 77; III, S. 4 u. 5.

<sup>2)</sup> Kr. d. r. V. S. 86 u. 87: „Denn ohne Functionen des Verstandes können allerdings Erscheinungen in der Anschauung gegeben werden“ . . . „Erscheinungen würden nichts desto weniger unserer Anschau-

naue Trennung von Sinnlichkeit und Verstand, deren qualitativen Unterschied Leibniz und Locke verkannt hatten. In der Vorrede zu seinem Werk hat Kant zwar die Möglichkeit einer gemeinsamen Wurzel beider Erkenntnißstämme zugegeben, aber sie zugleich eine uns unbekannte genannt. Damit nun aber Erfahrung als eine Einheit zu Stande komme, wird die Einbildungskraft, die zugleich sinnlicher und intellectueller Natur ist, scheinbar als ein äußerliches Bindeglied eingeschoben. Soweit scheint also Fichte, der über Kant hinausgegangen ist, indem er auch das Anschauungsobject schon durch die Kategorie bedingt sein läßt, ganz Recht zu haben.

Aber das eben hieße Kant nach dem todten Buchstaben verstehen und sich bloß an die mißlichen Folgen seines an sich nothwendigen analysirenden Verfahrens halten, statt die Theile seiner Philosophie zum Maßstab der Beurtheilung zu nehmen, aus welchen seine synthetische Denkweise hervorleuchtet. Nach der Lehre von der transcendentalen Apperception und productiven Einbildungskraft ist es keine Frage, daß auch Kantischen Principien zufolge das Anschauungsobject schon Verstandesfunctionen erfordert. Denn ohne die reine Apperception existirt es für uns überhaupt nicht, und die Form dieser letzteren ist eben die Kategorie<sup>1)</sup>. Die Ungleichartigkeit, welche, bei einer Vermittelung durch Gegenstände darbieten, denn die Anschauung bedarf der Functionen des Denkens auf keine Weise“ u. a. Stellen; vgl. auch S. 34 dieser Abhdlg.

<sup>1)</sup> „Das Erste, was uns gegeben wird, ist Erscheinung, welche, wenn sie mit Bewußtsein verbunden ist, Wahrnehmung heißt (ohne das Verhältniß zu einem wenigstens möglichen Bewußtsein würde Erscheinung für uns niemals ein Gegenstand der Erkenntniß werden können, und also für uns nichts sein, und weil sie an sich selbst keine objective Realität hat, und nur im Erkenntniße existirt, überall nichts sein)“

Schemata, zwischen Kategorie und Object vorausgesetzt wird, kann also eigentlich nicht vorhanden sein; denn die Kategorie ist die

§. 108; hierauf wird die Einbildungskraft als „nothwendiges Ingre-  
dienz der Wahrnehmung selbst“ bezeichnet; ebenso §. 753: „Folglich  
steht alle Synthesis, wodurch selbst Wahrnehmung möglich wird, unter  
den Kategorien.“ Vgl. ferner oben §. 51, Anm. die Citate und  
Krit. §. 110, wo die Möglichkeit der Wahrnehmung und alles empiri-  
schen Bewußtseins ausdrücklich als von der ursprünglichen Apperception  
bedingt erklärt wird, indem Wahrnehmung mit Bewußtsein ver-  
bunden und dies Bewußtsein derselben nur durch die Beziehung auf die  
Apperception möglich ist. — §. 98 der Kritik heißt es, synthetische  
Einheit im Mannfaltigen der Anschauung sei unmöglich, „wenn die  
Anschauung nicht durch eine solche Function der Synthesis nach einer  
Regel hat hervorgebracht werden können, welche die Reproduction des  
Mannfaltigen a priori nothwendig und einen Begriff, in welchem die-  
ses sich vereinigt, möglich macht.“ Sollte dieser Ausdruck, nach wel-  
chem die Anschauung selber von der productiven Einbildung abhängig  
wäre, Kant auch nur zufällig entschlüpft sein, so bleibt er doch ein  
charakteristisches Zeugniß dafür, daß ein solches Verhältniß zwischen  
Sinnlichkeit und Verstand seinen Gedanken nicht sehr fern gelegen haben  
kann. Zwar behauptet er ausdrücklich (§. 753), daß Einheit der  
Synthesis des Mannfaltigen, mithin auch eine Verbindung,  
der Alles, was im Raum oder der Zeit bestimmt vorgestellt werden soll,  
gemäß sein muß, a priori als Bedingung der Synthesis aller Appre-  
hension nur schon mit (nicht in) diesen Anschauungen zugleich ge-  
geben sei. Aber wenn Synthesis der Apprehension die Zusammensetzung  
des Mannfaltigen in einer empirischen Anschauung sein soll, „dadurch  
Wahrnehmung, d. i. empirisches Bewußtsein derselben  
(als Erscheinung), möglich wird“ (§. 752), und Erscheinun-  
gen ohne irgend ein Bewußtsein ein Nichts sind (s. o.), so muß doch  
wohl auch die Anschauung selbst synthetisch gefaßt werden, und eine  
Trennung von Anschauung und Verstand, wie Kant sie festzuhalten be-  
strebt ist, läßt sich nach seinen eignen, wenngleich stets zurückgebrängten,  
Einsichten nicht durchführen.

Handlung, durch welche das Object, auch das der Anschauung,  
entsteht, und braucht doch wohl nicht erst durch ein Drittes auf ein  
Product bezogen zu werden, welches durch sie allein möglich wird.  
Kategorie und Object sind „auf dem Boden der Einbildungs-  
kraft“, gerade wie Fichte es will, bei einander.

Soll nun nach diesem einheitlichen Gedanken der Deduction  
noch von einer Beziehung der Kategorie und Erscheinung aufein-  
ander als verschiedenartiger Elemente die Rede sein, so ist dieselbe  
nur dann denkbar, wenn schon eine analytische Thätigkeit vor-  
gegangen ist. Dies ist der Fall beim Urtheile, in welchem zwei  
Vorstellungen getrennt und aufeinander bezogen werden. Hier  
ist der Schematismus am Plage, und deshalb wird er auch in  
der Analytik der Grundsätze oder transcendentalen Doctrin der  
Urtheilskraft abgehandelt, als Bedingung für die aufzustel-  
lenden synthetischen Urtheile a priori. Nun versetzt aber Kant  
die Handlung des Urtheilens auch zurück in die ursprüngliche  
Synthese, durch welche der Gegenstand entsteht, und identificirt  
sie mit derselben <sup>1)</sup>. Sein eigenes Analysiren drängt sich hier

<sup>1)</sup> Er definirt von vornherein (Kr. §. 70) den Verstand als das  
„Vermögen zu urtheilen“, indem er alles Denken, alles Erken-  
nen durch Begriffe, für ein Urtheilen nimmt; vgl. die oben (§. 33,  
Anm.) citirte Definition des Urtheils als „einer Handlung, durch die  
gegebene Vorstellungen zuerst Erkenntnisse eines Objects werden.“ Auf  
der Identificirung der ursprünglichen Einheit des Mannfaltigen im  
Gegenstande und der reflectirten Einheit desselben im Urtheile, von  
welchem Kant eben die Reflexion subtrahirt, ohne es gewahr zu werden,  
beruht eigentlich die ganze „metaphysische Deduction“ der Kategorien. —  
Dagegen halte man das erste Citat §. 33, in welchem zwischen der  
Einheit der Vorstellungen in einem Urtheile und der „der bloßen  
Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer Anschauung“, sowie  
zwischen der analytischen Einheit, von der die logische Form des Urtheils

unvermerkt in die Darstellung eines synthetischen Processus ein, so daß eine ursprüngliche Einheit den Anschein eines ursprünglichen, der Vermittelung bedürftigen Getrenntseins für ihn erhält. Im innersten Kern seiner Lehre sind Anschauung und Kategorie ein einiges Handeln des Geistes. Er trennt beide durch Reflexion, ist sich aber dieser Reflexion nicht bewußt. So wird in seiner Darstellung aus der natürlichen Einheit eine äußere Beziehung, aus der lebendigen Handlung eine starre Form, eine leere Einheit, welche zu dem ihr gegebenen und als bloße Mannichfaltigkeit fremd gegenüberstehenden Stoffe erst hinzukommen soll, aus einem erzeugenden Denken ein bloß vermittelndes, ein Urtheilen. Aus dieser Vorschiebung des Urtheils also erklärt es sich, warum Kant den Schematismus nicht nur überhaupt, sondern auch schon in der Synthesis a priori für nöthig hält. Streng genommen aber kann es sich um eine Subsumtion durch das Schema erst in einem höheren Acte handeln, wenn Erscheinung und Kategorie auch im natürlichen Erkennen und nicht bloß in der philosophischen Reflexion als Sinnliches und Intellectuelles analytisch unterschieden sind, im Urtheil in seiner gewöhnlichen Bedeutung. Da muß, um beide zu vereinigen, die Handlung der productiven Einbildungskraft ihrer Form nach (als regelmäßige Construction in der reinen Anschauung) flüchtig wiederholt werden, durch welche bei der ursprünglichen Synthese die Kategorie in der Anschauung gegenwärtig war.

In diesem Sinne hat Schelling in seinem „System des transcendentalen Idealismus“ die Lehre von den Schematen wieder eingeführt und durch Beispiele genau erläutert, eine Darstellung, die sehr geeignet ist, die Kantische zu erleuchten. Kürz- abhängt, und der synthetischen, die, von der formalen Logik unerklärt, Object der transcendentalen ist, ausdrücklich geschrieben wird.

zer und klarer kann man das Schema nicht bestimmen als durch die Schelling'sche Unterscheidung: der Begriff ist die Regel, nach welcher das Object construirt wird; das Schema ist nicht Begriff, sondern Anschauung; „aber nicht Anschauung des Gegenstandes selbst, sondern nur Anschauung der Regel, nach welcher ein solcher hervorgebracht werden kann“<sup>1)</sup>.

Vermöge des Schematismus können nun die Kategorien in synthetischen Urtheilen a priori auf alle Erscheinungen angewandt werden. Ehe dies jedoch geschieht, ist noch festzustellen, welchem Princip man bei der Bildung solcher Urtheile nachkommen muß. Bei den analytischen Urtheilen ist der bloß formale Satz des Widerspruchs, daß keinem Dinge ein ihm widersprechendes Prädicat zukomme, als oberstes Princip ausreichend. Für die synthetische Erkenntniß genügt derselbe nicht, da diese nicht bei Einem Begriffe stehen bleibt, sondern vielmehr seine Verbindung mit andern Vorstellungen aussagt, welche ganz und gar nicht aus jenem logisch erschlossen werden können. Die formale Logik kann über die Richtigkeit eines synthetischen Urtheils nicht entscheiden; das vermag nur die transcendente. Die Synthesis zweier Vorstellungen findet statt in einem Dritten oder in Bezug auf dieses Dritte, und dieses Dritte ist die Erfahrung, welche allein der Form des Denkens Stoff bietet und ohne welche dieselbe leer bleibt. Entweder ist die Synthesis die der Erfahrung selbst; dann ist das synthetische Urtheil empirisch (a posteriori); oder sie ist die Synthesis, welche Erfahrung möglich macht, die Synthesis a priori. Da also nur die Erfahrung der Synthesis von Begriffen Realität gibt und nur auf sie be-

<sup>1)</sup> S. W. I. Abthlg. III, S. 508 ff., 516 ff.; so auch schon in der dritten der „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre“, S. W. I. Abthlg. I, S. 393 u. 94.



zogen die Synthesis einen Erkenntnißwerth besitzt, wird das Princip für die Verbindung der Vorstellungen im synthetischen Urtheile dahin lauten, daß ein jeder Gegenstand unter den nothwendigen Bedingungen der synthetischen Einheit des Mannichfaltigen der Anschauung in einer möglichen Erfahrung steht. Die synthetischen Urtheile a priori sagen von allen Erscheinungen diesen Bezug auf die Bedingungen einer möglichen Erfahrung aus nach dem bereits angeführten Satze, daß die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung sind, die sie ja erst machen (S. 131—139).

Nun unterlagen die Erscheinungen in der Erfahrung einer Synthesis a priori. Dieselbe war das Geschäft der sowohl sinnlichen, als intellectuellen transcendentalen Einbildungskraft, welche als Apprehension überhaupt die Erscheinungen in Raum und Zeit, als productive Einbildung die durch Kategorien objectivirten Verbindungen der Anschauungen, die Erfahrungsobjecte, vorstellte. Auf eben diese sinnlich-intellektuelle oder figürliche Synthese der Einbildung werden in den Grundsätzen alle Erscheinungen bezogen, als auf die Bedingung, unter der aus ihnen Erfahrung wird<sup>1)</sup>. Auf die bloß intellectuelle Einheit in der Kategorie kann man nach der Lehre vom Schematismus die sinnlichen Anschauungen nicht direct beziehen. Darum läßt Kant, wenigstens in der Ausführung, für die Kategorien die Schemata

<sup>1)</sup> „Auf solche Weise sind synthetische Urtheile a priori möglich, wenn wir die formalen Bedingungen der Anschauung a priori, die Synthesis der Einbildungskraft und die nothwendige Einheit derselben in einer transcendentalen Apperception auf ein mögliches Erfahrungserkenntniß überhaupt beziehen und sagen: die Bedingungen der Möglichkeit“ u. s. w. S. 138.

eintreten. Ohne die Anwendung der letzteren würden die unter den Verstandesbegriffen stehenden Gegenstände nicht als Gegenstände der Erfahrung charakterisirt und vom Dinge an sich unterschieden, eine Restriction der Geltung der Grundsätze, die schon deshalb unumgänglich nothwendig ist, weil der Beweisgrund der letzteren in der Möglichkeit der Erfahrung allein besteht. Man sieht, wie die Thätigkeit der Urtheilskraft sich ganz und gar auf die Einbildungskraft gründet; das synthetische Urtheil schließt selbstverständlich eine Synthesis mit ein, das analytische setzt, indem es die Begriffe trennt, dieselben doch auch gleich und ist ohne vorausgegangene Synthese überhaupt nicht denkbar.

Die Synthesis der Eindrücke schließt zweierlei in sich, eine subjective und eine objective Verbindung. Die Synthese der Apprehension gehört noch zur Anschauung, weil ohne diese spontane Vereinigung von Empfindungselementen in Raum und Zeit es auch nicht zum bloßen Anschauungsobjecte kommen könnte (Kr. S. 108 u. 109, S. 748/9 vgl. diese Abhdlg. S. 41 u. 43). Grundsätze, welche von dieser Erzeugung des Wahrnehmungsobjectes in der Anschauung handeln, sind constitutiv; sie besagen dasjenige, was man von der Construction eines jeden Objectes a priori wissen kann. Diejenige Synthesis dagegen, welche die Wahrnehmungen objectiv macht, die intellectuelle Seite der Objecte, nämlich ihre Verknüpfung durch die Gesetze der Apperception, wird zu Grundsätzen führen, die es nicht mit der Erkenntniß der empirischen Anschauung in den Erscheinungen, sondern nur mit den Verhältnissen des Daseins derselben zu thun haben; solche Grundsätze kümmern sich nicht um die Entstehung des Objectes, sondern sind nur Regeln, das Dasein der Erscheinungen in der Erfahrung, wie diese es bereits fertig liefert, aufzufinden; sie sind regulative Grundsätze (S. 154 u. 155).



Die Grundsätze ordnen sich sämmtlich nach der Kategorientafel, respective nach den Schematen.

Alle Anschauungen in Raum und Zeit wollen successiv, Theil für Theil, in der Apprehension erzeugt werden. Die Erscheinungen unterliegen daher dem Begriff der Größe und zwar demjenigen, welcher von der Vorstellung der Theile abhängt: „Alle Erscheinungen sind ihrer Anschauung nach extensive Größen“. „Auf diese successive Synthesiß der productiven Einbildungskraft, in der Erzeugung der Gestalten, gründet sich die Mathematik der Ausdehnung (Geometrie) mit ihren Axiomen“. Der erste Grundsatz erklärt dieselben für anwendbar auf alle Erfahrung, indem er dem Begriff der extensiven Größe alle Erscheinungen unterwirft, und deßhalb überschreibt Kant diese erste Nummer mit dem Titel „Von den Axiomen der Anschauung“; sie entspricht der Kategorie der Quantität (S. 142—145).

Der Qualität entspricht das Schema des Zeitinhalts, der Zeiterfüllung. Die Zeit wird erfüllt durch das Materiale einer Anschauung, durch die Empfindung. Empfindung wird zwar nur a posteriori erkannt; doch läßt sich auch sie einer Größenbestimmung a priori unterordnen. Nun entsteht sie nicht successiv, sondern auf einmal, hat also keine extensive Größe; aber sie erfüllt die Zeit mit einer gewissen Stärke, und diese ist auch eine Größe, eine Größe, welche als Einheit percipirt und nur im Verhältniß zu ihrem Nullpunkt als eine Größe vorgestellt wird, d. h. eine intensive Größe. Das Reale an der Empfindung „bedeutet nichts als die Synthesiß in einem empirischen Bewußtsein überhaupt“; auch an dieser nicht extensiven Wahrnehmung kann man sich „in einem Moment eine Synthesiß der gleichförmigen Steigerung von 0 bis zu dem gegebenen empirischen Bewußtsein vorstellen“. Soviel also läßt sich von der Qualität a

priori erkennen, daß sie einen Grad haben muß, welcher Art sie auch sonst sei. Der zweite Grundsatz lautet: „In allen Erscheinungen hat die Empfindung und das Reale, welches ihr an dem Gegenstand entspricht, eine intensive Größe, d. i. einen Grad“. Da sich dies von der Wahrnehmung allgemein und nothwendig anticipiren läßt, behandelt der zweite Grundsatz „die Anticipationen der Wahrnehmung“ (S. 145—152).

Zu diesen beiden Grundsätzen ist noch zu bemerken, daß sowohl die extensiven wie die intensiven Größen, jene, weil jeder ihrer Theile selbst räumlich und zeitlich und alle Unterbrechung in ihnen nur eine äußerliche Einschränkung ist, diese, weil zwischen verschiedenen Graden immer noch ein Uebergang durch Zwischenstufen möglich ist, continuirliche oder fließende Größen sind, demnach auch die Synthesiß der Einbildungskraft als eine continuirliche charakterisirt werden muß<sup>1)</sup>. „Wenn die Synthesiß des Mannsfaltigen der Erscheinung unterbrochen ist, so ist dieses ein Aggregat von vielen Erscheinungen, und nicht eigentlich Erscheinung als ein Quantum, welches nicht durch die bloße Fortsetzung der productiven Synthesiß einer gewissen Art, sondern durch Wiederholung einer immer aufhörenden Synthesiß erzeugt wird.“ (3. B. 13 Thaler als Geldquantum, d. h. als ein Geldwerth, und 13 Thaler als Aggregat von Thalerstücken, S. 147 u. 148). — Beide Grundsätze weisen die Berechtigung nach, die Mathematik auf alle Erscheinungen anzuwenden, weil letztere sowohl ihrer Quan-

<sup>1)</sup> „Vergleichen Größen kann man auch fließende nennen, weil die Synthesiß (der productiven Einbildungskraft) in ihrer Erzeugung ein Fortgang in der Zeit ist, deren Continuität man besonders durch den Ausdruck des Fließens (Verfließens) zu bezeichnen pflegt“ (S. 147).

tität als Qualität nach Größen sind; darum nennt Kant diese Grundsätze „mathematische“ (S. 141, 142 u. 154).

Die den Kategorien der Relation und Modalität entsprechenden regulativen Grundsätze — Kant bezeichnet sie im Unterschied von den mathematischen, auf die Erzeugung der Wahrnehmungsobjecte gerichteten als „dynamische“ Grundsätze, die auf die Bestimmung des Daseins der Erscheinungen gehen — beziehen sich auf die Verknüpfung der Anschauungen theils unter sich, theils mit dem Subject. Dieser letztere Punkt hat speciell mit der Synthesis der Einbildungskraft nichts weiter zu schaffen, insofern die Grundsätze der Modalität über die objective Synthesis der ihnen unterworfenen Begriffe nichts aussagen, sondern nur die Erkenntnißart anzeigen, aus welcher dieselben entsprungen sind. Von ihnen wird also hier nicht die Rede sein. Dagegen sind die Grundsätze der Relation die wichtigsten von allen und bilden den eigentlichen Mittelpunkt der Analytik, indem sie die obersten Principien der reinen Naturwissenschaft ausmachen und das Resultat der „Deduction“ genauer ausführen, nach welchem der Verstand Gesetzgeber der Natur ist.

Die Erscheinungen sind sämmtlich im innern Sinne begriffen, im empirischen Bewußtsein, in der Form der Zeit. Diese Ordnung in der Zeit ist zunächst, wie in der Deduction schon bemerkt wurde, gar nichts Objectives. Grund aller objectiven Einheit ist nur die transcendente Einheit der Apperception und ihrer verknüpfenden Begriffe, welche aus Wahrnehmungen Erfahrung machen. Zwischen den Verhältnissen der Erscheinungen in der Zeit und den reinen Begriffen muß demnach, wenn Erfahrung möglich sein soll, eine Analogie stattfinden, und deshalb nennt Kant die Grundsätze der Rela-

tion „die Analogien der Erfahrung“ (S. 153). „Eine Analogie der Erfahrung wird also nur eine Regel sein, nach welcher aus Wahrnehmungen Einheit der Erfahrung (nicht wie Wahrnehmung selbst, als empirische Anschauung überhaupt) entspringen soll, und als Grundsatz von den Gegenständen (den Erscheinungen) nicht constitutiv, sondern bloß regulativ gelten“ (S. 155).

Diese Analogien besagen nichts wesentlich von dem Gehalt der Deduction der Kategorien Verschiedenes. Die Schwierigkeit ist in beiden Fällen ganz dieselbe und ebenso die Lösung: die Geltung anscheinend bloß subjectiver Bestimmungen für alle Objecte wird daraus nachgewiesen, daß aus Wahrnehmungen ohne solche Bestimmungen niemals Objecte der Erfahrung werden könnten. In der Deduction der Kategorien hatte sich ergeben, daß die transcendente Einheit der Apperception nothwendig in die Erscheinungen hineinkommen, daß die Synthesis der Apprehension nothwendig eine Synthesis der productiven Einbildungskraft sein müsse, wenn Anschauungen sich in Erfahrung verwandeln sollen; die Analogien sagen aus, daß die Kategorien der Relation: Substantialität, Causalität und Wechselwirkung sich auch in den Erscheinungen finden müssen, als deren objectives Zeitverhältniß, welches ohne solche Regeln nur ein subjectives wäre. Der bloß intellektuellen Synthesis muß die figürliche entsprechen, d. h. das objective Zeitverhältniß der Erscheinungen selbst. Dieses Eingehen der Kategorie in die Form des innern Sinnes ist schon beim Schematismus erwogen worden, und unter die den Kategorien der Relation entsprechenden Schemata der Zeitordnung werden jetzt auch die Erscheinungen subsumirt. Der allgemeine Grundsatz der Analogien heißt: „Alle Erscheinungen stehen, ihrem

Dasein nach, a priori unter Regeln der Bestimmung ihres Verhältnisses unter einander in einer Zeit“ (S. 152—156).

Wir müssen nach unseren Begriffen von Inhärenz und Subsistenz, von Causalität und von Wechselwirkung ruhig den Zusammenhang in den Erscheinungen aufsuchen und die Analogien als regulative Principien benützen können; wir dürfen mit Bestimmtheit erwarten, die Erscheinungen ihnen unterworfen zu treffen, einfach weil jene Formen erst aus unserer subjectiven Apprehension der Eindrücke die Welt der Objecte, die Natur hervorbringen. Die Natur hängt vom Verstande ab; er ist ihr Gesetzgeber, und darum können wir getrost a priori Schlüsse über sie ziehen; ihre Zeitverhältnisse müssen unseren Begriffen analog sein. — Es ist umgekehrt, wie Hume gemeint hatte: nicht die Erfahrung macht unsre Relationsbegriffe, sondern diese machen allein Erfahrung; die Erscheinungen sind a posteriori; aber die Begriffe von ihrem Zusammenhang sind a priori. Jene sind nur dann für uns bindende Objecte, wenn ihre Verhältnisse in der Zeit mit diesen Begriffen in Analogie stehen. Den Dingen an sich selbst haften allerdings letztere nicht an, sondern nur der Erfahrung, welche durch sie erst zur Erfahrung wird; „sie dienen gleichsam nur, Erscheinungen zu buchstabiren, um sie als Erfahrung lesen zu können“ (Proleg. § 28—31, S. 73—76).

Bei Gelegenheit des Schematismus sind mit den Kategorien der Substantialität, Causalität und Wechselwirkung die Zeitmodi (resp. Modi der Ordnung der Erscheinungen in der Zeit) der Beharrlichkeit, der Folge und des Zugleichseins zusammengestellt worden. Jene Kategorien werden also nun in den Erscheinungen als deren objective Zeitverhältnisse nachgewiesen. Und so lautet die erste der Analogien, der „Grund-

satz der Beharrlichkeit“ (auch der „Inhärenz“): „Alle Erscheinungen enthalten das Beharrliche (Substanz) als den Gegenstand selbst, und das Wandelbare als dessen bloße Bestimmung, d. i. eine Art, wie der Gegenstand existirt.“ Der Beweis beruht wie der aller Analogien darauf, daß die Synthesis der Apprehension lediglich subjectiv ist und eine objective Bestimmtheit erst dann erhält, also zur Erfahrung erst dann wird, wenn sie von einer Regel a priori abhängt, eine transcendente Synthesis der productiven Einbildungskraft ist. Alle Apprehension des Mannfaltigen ist nämlich successiv. Ob Erscheinungen zugleich oder nach einander sind, kann durch dieselbe nicht entschieden werden. Ebenföwenig durch einen Vergleich mit der Zeit selbst, weil diese an sich nicht wahrnehmbar ist. Nur unter einer Bedingung läßt es sich feststellen: wenn die Erscheinungen selbst etwas Beharrliches enthalten, in Bezug auf welches sie wechseln oder zugleich sind. Ohne dieses Beharrliche gibt es gar kein Zeitverhältniß, keine Wahrnehmung der Zeit. Es ist das Substrat aller Zeitbestimmung und „drückt überhaupt die Zeit als das beständige Correlatum alles Daseins der Erscheinungen, alles Wechsels und aller Begleitung aus.“ Die Folge und das Zugleichsein der Erscheinungen sind nur Modi, wie das Beharrliche, die Substanz, existirt. Kein Beharrliches (Substanz), keine Zeitbestimmung; ohne diese keine Erfahrung: folglich ist das Beharrliche nothwendig (S. 156 ff.).

Am meisten fällt die Wendung, welche in der Kritik der reinen Vernunft die Philosophie und speciell auch die Lehre von der Einbildungskraft erlebt, bei der zweiten Analogie in die Augen, beim „Grundsatz der Erzeugung“ oder „Grundsatz der Zeitfolge nach dem Gesetz der Causalität“ (Verhältniß der „Consequenz“), welcher besagt: „Alles, was ge-

schießt (anhebt zu sein), setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt“, oder nach der Fassung in der zweiten Auflage: „Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung“ (S. 162 ff. u. S. 768 u. 769). Der Beweis dieser Analogie ergibt sich sehr einfach und klar aus dem, was die Deduction über den Gegenstand unserer Vorstellungen sagte, folgendermaßen: Alle unsre Apprehension ist successiv, auch die des Zugleichseins. Wie kann man erkennen, daß das Wahrgenommene sich auch im Object folgt? Wäre das Object unabhängig von unserem Denken, ein Ding an sich, so würde, wäre dann überhaupt der Gegenstand wahrnehmbar, unsre Apprehension, da sie stets successiv ist, nichts über die zeitliche Ordnung seiner Beschaffenheiten anzeigen. Nur in uns selbst kann also der Grund der objectiven Folge liegen. Da aber unsre Apprehension nur subjectiv und zufällig ist, müssen die Erscheinungen selbst ihre Succession zu einer nothwendigen machen. In der Erfahrung können wir alles, was geschieht, nur in einer bestimmten Reihenfolge wahrnehmen, so daß ein gewisser Zustand einem andern nur folgen, nicht ihm vorausgehen kann. Die Wahrnehmung beider Erscheinungen findet also nach einer Regel statt. Dieser Zwang der Regel ist es, welcher unsrer Apprehension den Charakter der Objectivität verleiht, d. h. aus einer bloß subjectiven eine durch den Gegenstand bedingte Reihe von Vorstellungen macht. Wenn die Apprehension einer nothwendigen Regel, einem Gesetze unterliegt, wenn sie in keiner andern als in einer einzigen, bestimmten Ordnung stattfinden kann, so wird diese Einheit der Wahrnehmungen als ein Gegenstand (oder ein Zusammenhang von Gegenständen) betrachtet, nach welchem die Apprehension selber sich richten, mit welchem unsre Vorstellung übereinstim-

men muß<sup>1)</sup>. Zieht das Vorausgehende das Folgende nicht einer Regel gemäß nach sich, so schreiben wir die Succession unsrer Eindrücke keinem Objecte zu; sie ist kein objectives Verhältniß. „Sobald ich aber wahrnehme, oder voraus annehme, daß in dieser Folge eine Beziehung auf den vorhergehenden Zustand sei, aus welchem die Vorstellung nach einer Regel folgt; so stellt sich Etwas vor als Begebenheit, oder was da geschieht, d. i. ich erkenne einen Gegenstand, den ich in der Zeit auf eine gewisse bestimmte Stelle setzen muß, die ihm, nach dem vorhergehenden Zustande, nicht anders ertheilt werden kann“ (S. 168). Allein durch ihre Bestimmung unter einander nach einer Regel erhalten die Erscheinungen ihren Platz in der Zeit; denn die absolute Zeit selbst ist ja kein Gegenstand der Wahrnehmung. Jene Regel (oder genauer: jenes Gesetz) ist die Causalität; objective Zeitfolge ist causale Folge; die Folge der Sinnesindrücke ist nur dann eine objective und kein „subjectives Spiel meiner Einbildung“, wenn sie dem Causalgesetze unterworfen ist. Erfahrung ist also unmöglich, wenn die Causalität nicht a priori alle Erscheinungen verknüpft<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> „Man sieht bald, daß, weil Uebereinstimmung der Erkenntniß mit dem Object Wahrheit ist, hier nur nach den formalen Bedingungen der empirischen Wahrheit gefragt werden kann, und Erscheinung, im Gegenverhältniß mit den Vorstellungen der Apprehension, nur dadurch, als das davon unterschiedene Object derselben könne vorgestellt werden, wenn sie unter einer Regel steht, welche sie von jeder andern Apprehension unterscheidet, und eine Art der Verbindung des Mannfaltigen nothwendig macht“ (S. 163).

<sup>2)</sup> Damit ist nicht gesagt, was z. B. von Schopenhauer Kant untergeschoben worden ist, daß alle Zeitfolge „aus“ der Causalität (das post hoc „aus“ dem propter hoc) erkannt werden solle. Vielmehr will Kant nichts weiter behauptet haben, als daß jede Zeitfolge von Ob-



Die Succession, aus welcher Hume die Causalität ableiten wollte, ist selbst Causalität; sonst würde sie uns nicht zu einer einzig möglichen Auffassung zwingen: sie wäre nicht objectiv für uns. An der Erfahrung gibt es wohl eine Verdeutlichung, ein Bewußtwerden der verknüpfenden Begriffe; aber sie ist nicht die Quelle derselben; vielmehr kommt sie selbst aus subjectiven Wahrnehmungen erst durch eine nach solchen Begriffen, d. h. Gesetzen der Einheit geregelte Synthesiß, durch die transcendente Synthesiß der productiven Einbildungskraft, zu Stande. „Freilich ist die logische Klarheit dieser Vorstellung einer die Reihe der Begebenheiten bestimmenden Regel, als eines Begriffs von Ursache, nur alsdann möglich, wenn wir davon in der Erfahrung Gebrauch gemacht haben, aber eine Rücksicht auf dieselbe, als Bedingung der synthetischen Einheit der Erschei-

jecten, wenn dieselbe anders eine objective sein soll, nur „als“ causale erkannt werden könne. Denn daß etwas in einem bestimmten Moment geschieht, heißt doch wohl, daß es nicht vor oder nach gewissen andern Ereignissen stattfinden konnte, also nach einer Regel, einem Gesetz in die Reihe unsrer Eindrücke eingeordnet ist. Freilich ist, wie Schopenhauer will, nicht jedes Folgen von A und B ein Erfolgen. Aber ein solches nicht causales Folgen ist zunächst nur eine zufällige Folge von Eindrücken, die dem Subject nicht entgegengesetzt oder objectiv gemacht wird. Dies geschieht nur dadurch, daß sowohl A als B, zwar nicht unter sich — diese Folge bleibt „zufällig“, nach Kant'schem Sprachgebrauch soviel als „nicht objectiv“ — aber jedes einzeln mit andern Vorstellungen in einem gesetzmäßigen oder nothwendigen, für das Subject als äußeren Zwang, d. h. objectiv sich kundgebenden Zusammenhang stehen, daß beide in dem den ganzen globus intellectualis umspannenden Causalnexus so begriffen sind, daß B nur auf A, nicht umgekehrt, folgen kann. Also ist eine derartige Folge nur soweit objectiv, als sie causal ist. (Vgl. hierzu Schopenhauers *S. W. I*, S. 85 ff.).

nungen in der Zeit, war doch der Grund der Erfahrung selbst, und ging also a priori vor ihr vorher“ (S. 167).

Die dritte Analogie, der „Grundsatz der Gemeinschaft“ („Composition“), handelt vom objectiven Zugleichsein, wie die zweite die objective Zeitfolge zum Gegenstande hatte. „Alle Substanzen, soferne sie zugleich sind, stehen in durchgängiger Gemeinschaft (d. i. Wechselwirkung unter einander).“ Kann man in der Apprehension zwei Wahrnehmungen nur so vorstellen, daß die eine davon stets vorausgeht und die andre folgt, so ist ihre Ordnung eine objective Zeitfolge, eine causale Verknüpfung. Kann man aber diese Ordnung auch umkehren, ist dieselbe beliebig, so sind die Dinge zugleich. Aber diese Wahrnehmungen dürfen sich doch nicht bloß in unserm subjectiven, stets successiven Verfahren der Einbildung zufällig zu einander gesellen; sonst würden sie für uns kein objectives Zugleichsein bedeuten, nicht als eine Coexistenz von Gegenständen erkannt werden. Es muß vielmehr eine jede der Erscheinungen mit Nothwendigkeit uns auf das Dasein der andern leiten. Dies ist aber nur dann der Fall, wenn jede der andern nach einer Regel folgt, wenn jede zugleich irgendwie Ursache und Wirkung von gewissen Bestimmungen der Andern ist, wenn sie in einer (unmittelbaren oder mittelbaren) Gemeinschaft stehen. Alle Substanzen, soferne sie zugleich sind, stehen also in Wechselwirkung. Wäre das nicht der Fall, so gäbe es kein objectives Zugleichsein, also auch keine Erfahrung. Die Substanzen würden selbst in ihrer localen Gemeinschaft (*communio spatii*) nicht (objectiv) empirisch erkannt, keine würde auf die andre führen, wenn sie isolirt wären und nicht in einem wechselseitigen Einfluß, in einer realen Gemeinschaft (*commercium*) stünden. In diesem Verhältniß des räumlichen Auseinanderseins und der



dynamischen Beziehung nun bilden sie ein Zusammengesetztes (compositum reale), weshalb ihr Verhältniß auch das der Composition heißt (S. 178 ff.).

Diese drei Grundsätze also sind es, welche als regulative Principien unsre subjective Wahrnehmung in der objectiven Zeitordnung der Dinge leiten. Genauer: die Begriffe der Substantialität, Causalität und Wechselwirkung machen aus der stets gleichen, d. h. immer successiven Apprehension eine Erfahrung, in welcher wir an einem Beharrlichen oder einer Substanz die Folge der Zustände von ihrem Zugleichsein unterscheiden, die Folge, indem wir von einer Vorstellung nothwendig zur andern geführt werden, als eine Folge der Gegenstände (Zustände in einem Gegenstande) selbst und ebenso das Zugleichsein, indem eine Erscheinung uns geradeso nothwendig zur zweiten, wie diese wiederum zur ersten leitet, als eine objective Ordnung erkennen.

Alle Grundsätze zusammen aber sind synthetische Urtheile a priori, und damit ist die positive Hauptfrage der Kritik gelöst. Sie sind möglich durch die Synthesis a priori, welche von allen Erscheinungen gilt, weil sie aus denselben die unläugbare Thatfache der Erfahrung hervorbringt, d. h. sie in einem allgemeinen und nothwendigen Zusammenhang, in einer Natur vereinigt. Und diese Synthese ist das Werk der productiven Einbildungskraft.

COLUMBIA UNIVERSITY



0026058278



